

aufbruch

UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT

Hand-und-Herz-Gespräch

Wie Rifa`at Lenzin Brücken
zwischen den Religionen baut

Frauen in der Kirche

Warum die Rom-Pilgerinnen ver-
geblich auf den Papst warteten

Comics

Zeichnen wie Gott
in Frankreich

Fairer Handel

Nicht alles Gold,
was glänzt



Liebe Leserin, lieber Leser,



FOTO: WOLFF SÜDBECK-BAUR

Die pilgernden Frauen, die nach Rom aufgebrochen sind, um für Gleichstellung von Mann und Frau in der katholischen Kirche zu werben, wurden auf dem Petersplatz ignoriert. Papst und Kurie reagierten nicht auf ihren Slogan »Für eine Kirche mit Frauen.« Den Theologen Xaver Pfister macht dies zornig: »Das ist eine Kommunikationsverweigerung, statt der Begegnung eine Ohrfeige.« Kurze Zeit später ernennt Franziskus zum ersten Mal eine Frau als Vize-Pressesprecherin der vatikanischen Medien. Es ist die 40-jährige spanische Journalistin Paloma Garcia Overo. Auf dem Foto lächelt sie ganz hübsch an der Seite von Papst Franziskus und Greg Burke. Sie trägt eine geblünte Bluse. Greg Burke ist alles andere als geblümt. Der US-amerikanische Journalist ist erzkonservativ. Er ist ein *Opus Dei*-Numerarier und lebt zölibatär. Weshalb löst dieser Mann den Jesuiten Frederico Lombardi ab? Auf Anfrage erklärt der *Opus Dei*-Kenner Peter Hertel, dass gerade der Umstand, dass Burke als Laie zölibatär lebe, ihn für den Posten auszeichne: »Der Vatikan kann nach aussen mit ›modernem‹ Gesicht den ›Laien‹ Burke vorzeigen, nach innen erscheint Burke aber wie ein zölibatärer Kleriker.« Kurz: Burke ist so etwas wie ein halber Kleriker und damit ein prima Pressesprecher. Peter Hertel sagt aber auch, dass die vatikanischen Medien nicht das Hauptziel von *Opus Dei* seien. Für das Werk sei es wichtiger, die vatikanischen Entscheidungen zu beeinflussen, indem es die Dikasterien – die einzelnen Ämter der römischen Kurie – mit eigenen Leuten durchsetze. Hertel: »Dies ist *Opus Dei* meines Erachtens überdurchschnittlich gut gelungen.« Vielleicht wurden die mit Wanderschuhen ausgerüsteten Frauen aus der Schweiz auf dem Petersplatz also deswegen ignoriert, weil irgendwo im Vatikan an der richtigen Stelle der falsche Mann sitzt. Die Reportage von Vera Rüttimann über die Pilgerreise von St. Gallen nach Rom samt dem Kommentar von Xaver Pfister lesen Sie auf den Seiten 10 und 11.

In unserem Schwerpunkt gehen wir der Frage nach, wie fair fairer Handel ist. Dabei wird klar: Es gibt auch hier noch viel zu tun, damit nicht nur der Norden profitiert (Seiten 6 bis 9).

Und auf den Seiten 58 und 59 drehen wir den Wunsch nach Unsterblichkeit um und fragen: »Macht uns nicht gerade unsere Vergänglichkeit menschlich und wohltuend bescheiden?«

Ich wünsche Ihnen, wie immer, eine inspirierende Lektüre und danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit. Mein Weg führt mich ins Pfarramt und so verabschiede ich mich als *aufbruch*-Redaktorin. Ihnen alles Gute!

Chatrina Gaudenz

Chatrina Gaudenz
Redaktorin



Fairer Handel. Er beruhigt das Gewissen, verbessert aber nicht immer die Lebensbedingungen von Kleinbauern – ausser sie werden wie bei der Berner Schokoladenfirma Choba Choba selbst zum Unternehmer. **Seite 6**

Schweiz

- | | |
|---|-----------|
| Aufgefallen | 5 |
| Der Widerstand gegen Freihandelsabkommen TTIP und Co wächst | |
| Fairtrade | 6 |
| Von den Tücken im fairen Handel | |
| Frauen in der Kirche | 10 |
| Ohrfeige in Rom | |
| Pro und Contra | 12 |
| Vaterschaftsurlaub - ja oder nein? | |
| Kommentar | 12 |
| Der Brexit der Briten wird nicht durchgezogen, sagt Wolfgang Kessler | |
| In Bewegung | 13 |
| Theologisches Manifest stützt Kirchenasyl. Takeover-Ängste im Bistum Chur | |
| Gastkolumne | 13 |
| Gabriela Hofer über das schlechte Gewissen | |
| Hand-und-Herz-Gespräch | 14 |
| Wie die Muslima Rifa'at Lenzin Brücken zwischen den Religionen baut | |
| Zukunftsforschung | 58 |
| Von unsterblichen Zauberlehrlingen | |
| Porträt | 57 |
| Franz Inauen lebt mit und nicht gegen die Demenz | |



FOTOS: CHOBBA, CHOBANICIOUS/ILLUSTRATION: WOLFF-SÜDBECK/BAUR, XXXX/MOODIE/TENBERG/AM

Hand-und-Herz-Gespräch. Rifa'at Lenzin versteht den Islam als eine Religion, dem Toleranz und die Bejahung von Pluralität eigen sind. Und gewissen politischen Strömungen hält sie den Spiegel vor. **Seite 14**

Zeichnen wie Gott in Frankreich. Im Land, das Asterix und Obelix erfand, sind Comics längst ein ernst zu nehmendes Medium für Erwachsene von hoher Qualität. Woher kommt diese Vorliebe für Bilder? **Seite 40**

Alptraum Unsterblichkeit. In Fitnessstudios, Schönheitssalons, Medizin und Forschung floriert der Kampf gegen die Vergänglichkeit. Weshalb? Macht uns nicht gerade sie menschlich? **Seite 58**

Politik & Gesellschaft

- Sozialprotokoll** 17
Jessica Janßen erlebte ein Fehlgeburt. Die Erinnerung daran lässt sie nicht los
- »Eingefahrene Gleise verlassen«** 18
Was sich im Umgang mit Flüchtlingen ändern muss. Auszüge aus dem letzten Buch des verstorbenen Rupert Neudeck
- Wie die Waschmaschine mitdenkt** 20
Ein intelligentes Stromnetz soll die Energiewende vorantreiben. Umstrittene digitale Stromzähler: Fragen an Mobilfunk-Kritiker Werner Thiede
- Keine hilflosen Opfer** 22
Arabische Frauen kämpfen auch fünf Jahre nach der Arabellion für ihre Rechte
- Sein und Haben** 24

Religion & Kirchen

- Zeugen der Wahrheit** 26
Was Theologen und Journalisten miteinander verbindet. Von Heribert Prantl
- Würde Luther twittern?** 28
Die christliche Publizistik steht vor völlig neuen Fragen
- Rätselhafte Ruine in Israel** 31
Mainzer Wissenschaftler restaurieren islamischen Palast am See Genezareth
- Der ungehörte Prophet** 32
Reformation am Rande: Erasmus von Rotterdam stand den Ideen Luthers nahe, wollte aber keine Kirchenspaltung
- Hinterm Horizont geht's weiter** 34
Warum das Christentum nicht ohne Auferstehungsglauben auskommt
- Kolumbiens wackliger Frieden** 36
Durch Vermittlung der Kirche scheint ein Frieden in greifbarer Nähe
- Glauben und Streiten** 38

Leben & Kultur

- Zeichnen wie Gott in Frankreich** 40
Ein Schlaraffenland für Comic-Liebhaber. Zeichnerin Sandrine Revel hat den Pianisten Glenn Gould porträtiert
- Spiritprotokoll** 44
Christiane Boeck lief den Jakobsweg
- Vorgespräch** 47
Was glaubt das Ruhrgebiet?
- Wo der Sinn die Seele heilt** 48
Die Logotherapie sucht nach der geistigen Dimension des Menschen. »Den Sinn muss man auch fühlen« Interview mit Psychiater Alfried Längle, Schüler von Viktor Frankl
- Immer**
- Betrachtung** 4
- Personen und Konflikte** 12
- Bücher** 54
- Kaleidoskop der Religionen** 60
- Agenda** 61
- Ikonen der Geschichte** 62
- Briefe** 62
- Impressum** 63
- Vorsicht Satire** 64



FOTO: MARIANNE VOGEL KOPP

Geräusch

Lesend hängenbleiben. Stocken. »Geräusch«.
Ein klangmalerisches Wort, G-R-SCHSCHSCH ...
Seine Bedeutung erahnen, lauschen. Rauschen, Rausch –
das Umfeld gerät ins Taumeln,
Wörter wirbeln betäubend, entrücken im Delirium.
Das Geräusch bleibt, ist immer schon da, stete Kulisse, von Anfang an:
Herz und Atem, Darm und Stimme bilden schon im Mutter-
Meer überlaut den Grundklang für unsere Weltverortung.
Unablässig identifiziert unser Gehirn Geräusche,
akustische Signale versetzen in Alarmbereitschaft. Kampfmodus, all'arme!
Die deutsche Sprache kennt eine Fülle von Wörtern,
die Geräusche und Lärm nuancieren,
bei der Stille hingegen wird sie spröde und sprachlos.
Die absolute Stille gibt es denn auch nur in schalldichten Laborräumen;
Experimente zeigen, dass kein Mensch sie lange aushält.
Unser Normalzustand ist ein lautberieseltes.
Geräusche sind uns übergestülpt wie eine Klangglocke,
die Geborgenheit schenkt.
Sogar Meeresrauschen in der Lautstärke von 100 Dezibel
vermag uns zu beruhigen!
Selbst Gott ist nicht in der Stille. Gott ist im Geräusch (1 Kg,19,12):
Im leisen Wehen, im stillen Sausen, im sanften Wehen ist er da,
als Ton eines dahinschwebenden Schweigens.

TTIP-Widerstand wächst

Hinter verschlossenen Türen gleisen die EU und die USA neue Freihandelsabkommen auf. Nach der Enthüllung geheimer Papier erstarkt der Widerstand

Von Judith Albisser

Das »Transatlantic Trade and Investment Partnership«-Abkommen, kurz TTIP, ist eines der weltweit grössten und komplexesten Freihandelsabkommen. Durch dieses Abkommen sollen amerikanische und europäische Unternehmen von der gegenseitigen Öffnung der Märkte profitieren können. Dabei ist das TTIP auch für die Schweiz von grosser Bedeutung, weil dieses Abkommen die beiden wichtigsten Handelspartner der Schweiz betrifft. Zudem sitzt die Schweiz als nicht EU-Land bekanntermassen nicht mit am Verhandlungstisch. Doch vermutlich wird das TTIP aufgrund des Cassis-de-Dijon-Prinzips auch für die Schweiz verbindlich sein.

Da die Verhandlungen hinter verschlossenen Türen stattfinden, sind sowohl Inhalte als auch Konsequenzen derzeit schwer abzuwägen. Die Besprechungen und Einigungen gestalten sich jedoch schwierig. Das liegt unter anderem an unterschiedlichen Gesetzen, die in der EU und in den USA für neu zugelassene Produkte gelten.

Infolge der strikten Intransparenz bei diesen zukunftsweisenden Vereinbarungen formiert sich nun in Europa Widerstand gegen das TTIP-Abkommen. Die Kritik wurde stärker, seitdem geheime Papiere zu den TTIP-Abkommen durch *Greenpeace Niederlande* anfangs Mai dieses Jahres veröffentlicht worden sind. Diese Geheimpapiere bestätigen, dass die Abkommen den Umwelt- und Verbraucherschutz gefährden. Die konsolidierten Texte geben zudem erstmals Einblick in die zuvor geheimen Verhandlungen zwischen den USA und der EU – und sie belegen teilweise massive Meinungsverschiedenheiten.

Dabei steht die Echtheit der veröffentlichten Geheimdokumente ausser Zweifel. Anne Koch, Verantwortliche für Politik bei *Greenpeace Schweiz*, bestätigt: »*Greenpeace-Experten* sowie der Rechercheverbund von *Norddeutschem Rundfunk NDR*, *Westdeutschem Rundfunk WDR* und der *Süddeutschen Zeitung* haben die Dokumente analysiert und mit existierenden Dokumenten verglichen. Unabhängig voneinan-

der sind sie zu der Überzeugung gelangt, dass die Texte authentisch sind. Die Authentizität wurde auch von der EU-Kommission nicht bestritten.«

Wie sich dieses Abkommen auf die Schweiz auswirken könnte, lässt sich aus diesen geheimen Dokumenten ablesen: Die USA üben Druck auf die EU aus, um das Vorsorgeprinzip der EU zu ersetzen durch den Risikobewertungsansatz, der in den USA gilt. Dieser amerikanische Ansatz besagt, dass Produkte, die neu auf den

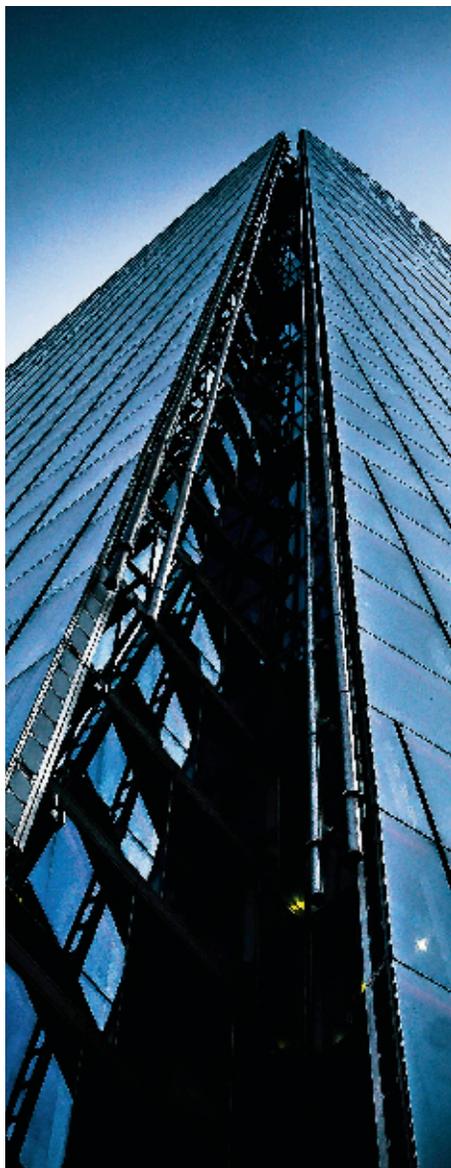


FOTO: FLICKR/CHRIS BIRD

Freihandelsabkommen richten sich in aller Regel einseitig an den Interessen grosser Unternehmen aus

Markt kommen, erst dann verboten werden dürfen, wenn ihre Gefahren für Mensch und Umwelt wissenschaftlich erwiesen sind. Demgegenüber will das europäische Vorsorgeprinzip Belastungen oder Schäden für Gesundheit und Umwelt im Voraus – und damit vor der Marktzulassung – vermeiden oder verringern. Setzt sich der amerikanische Ansatz durch, so könnten laut *Greenpeace-Experten* Anne Koch beispielsweise gefährliche Chemika-

» Die Authentizität der TTIP-Geheimpapiere wurde von der EU nicht bestritten.

Anne Koch

lien künftig leichter auf den Markt kommen und nur schwer wieder verboten werden. Ausserdem sollen dadurch Handelshemmnisse für genetisch veränderte Organismen beseitigt werden, damit in Zukunft genmanipulierte Produkte in der EU verkauft werden können. Und dies könnte dann wiederum auch die Schweiz betreffen.

Die TTIP-Geheimpapiere zeigen weiter, dass ausländische Investoren über private Schiedsgerichte gegen Staaten klagen könnten, die das Abkommen unterzeichnet haben. Damit entstünde, so Koch, eine Paralleljustiz, die den Verlust staatlicher Souveränität bedeutete. Das berge zudem grosse Probleme für die Demokratie, die durch fehlende Transparenz ausgehöhlt würde.

Indessen formiert sich auch in der Schweiz Widerstand gegen TTIP und weitere Freihandelsabkommen wie TISA (Abkommen über den Handel mit Dienstleistungen) und CETA (Freihandelsabkommen zwischen der EU und Kanada). Das Bündnis *Gemeinsam gegen TTIP, TISA & Co.* warnt vor den Gefahren dieses Freihandelsabkommen und fordert vom Bund mehr Transparenz. *Alliance Sud*, die Arbeitsgemeinschaft der Hilfswerke, macht darüber hinaus auf die weltweiten Konsequenzen solcher Megadeals aufmerksam, da diese Abkommen früher oder später auch auf andere Länder angewandt und die Entwicklungsländer am meisten verlieren werden. ◆

www.alliancesud.ch;
www.greenpeace.org/switzerland



Von den Tücken im fairen Handel

Damit Fairtrade mehr als der berühmte Tropfen auf dem heissen Stein sein kann, bleibt im Norden und Süden noch viel zu tun. Derweil ist die junge online-Schokoladenfirma Choba Choba bereits zu neuen Ufern aufgebrochen

Von Martina Läubli

Wir Schweizerinnen und Schweizer sind Fairtrade-Weltmeister. Ob Bananen aus Costa Rica, Orangensaft aus Brasilien oder Kakao für unsere heissgeliebte Schokolade: Jährlich konsumieren wir fair gehandelte Produkte im Wert von 57 Franken pro Person, so die Zahlen der *Max Havelaar-Stiftung*. Lebensmittel aus fairem Handel finden sich längst nicht mehr nur in den pionierhaften *Claro-Wetlläden*, sondern auch im Internethandel oder in den Regalen der Grossverteiler. Bei *Coop* hat sich das Fairtrade-Sortiment in den letzten fünf Jahren vervierfacht, aktuell bietet der Detailhändler rund 570 Fairtrade-Produkte an. 2015 betrug der Umsatz mit fair gehandelten Produkten bei *Coop* 334 Millionen Franken. Bei der *Migros* waren es knapp 114 Millionen – deutlich mehr als im Vorjahr.

Dank Fairtrade-Labels konsumieren wir mit gutem Gewissen. Wir gehen davon aus, dass beim Anbau dieser Lebensmittel niemand ausgebeutet wurde, erst recht keine Kinder, und dass die Bauern und Plantagenarbeiter einen angemessenen, eben »fairen« Lohn bekommen. Entsprechend greifen wir für Produkte mit Fairtrade-Label gern tiefer in die Tasche. Was sich in den Verkaufszahlen von *Migros* und *Coop* zeigt, belegt auch eine Studie an der *Universität Bonn*. Die Teilnehmer waren bereit, für ethisch produzierte Waren 30 Prozent mehr zu zahlen.

Doch trägt fairer Handel wirklich zu mehr Gerechtigkeit in der Welt bei? Was Fairtrade-Label tatsächlich garantieren können, sind soziale, ökologische und ökonomische Mindestanforderungen an Produkte. So gel-

Die Fairtrade-Prämie geht an die Kooperative

ten geregelte Arbeitsbedingungen, die Förderung demokratischer oder gewerkschaftlicher Organisation, ökologische Anbauweisen, das Verbot gefährlicher Pestizide und das Verbot missbräuchlicher Kinderarbeit – Bedingungen, die in einem Rechtsstaat eigentlich garantiert sein sollten. Am messbarsten ist die wirtschaftliche Komponente: Die Produzenten erhalten einen Mindestpreis, Vorfinanzierung und eine Fairtrade-Prämie. Letztere wird allerdings an die Kooperativen ausbezahlt und der Nutzen, den einzelne Kleinbauern davon haben, ist schwer nachzuweisen.

Was heisst: das Leben verbessern?

Zum Mindestpreis nennt *Max Havelaar* zwei konkrete Beispiele: Bei den Biobananen liegt der Mindestpreis gut 40 Prozent über dem Weltmarktpreis, beim Kakao sind es 20 Prozent. Dabei darf man jedoch nicht vergessen, dass auch der Fairtrade-Preis sehr tief ist – verglichen mit den Lebenskosten der Bauern und den Produktionskosten – und dass er abhängig ist vom Weltmarktpreis, der von den Börsen und internationalen Firmen diktiert wird.

Während *Max Havelaar*, *Rainforest Alliance* oder *Bio* reine Label-Organisationen sind, betätigen sich die beiden Schweizer Organisationen *Claro* und *Gebana* auch selbst als Importeure und mit Projekten vor Ort. Sie kaufen bei den Produzenten direkt ein und garantieren bei jedem Produkt volle Rückverfolgbarkeit. »Oft wählen wir auch logistisch anspruchsvolle Länder wie die Philippinen, Nepal oder Kamerun aus, was der Rentabilität nicht dient«, erklärt Marie-Claire Pellerin, die Geschäftsführerin von *Claro*.

Ob fairer Handel effektiv dazu beitragen kann, Armut zu verringern, ist in zahlreichen Studien untersucht

» Fairness hat auch mit Beziehung zu tun

Fausta Borsani



worden – ohne einheitliche Ergebnisse. Zu verschiedenen sind die Länder und Landwirtschaften. Auch die Situationen von Plantagenarbeitern und Kleinbauern unterscheiden sich grundlegend. Grosse Aufmerksamkeit erhielt eine Studie der *University of London*, nach der fairer Handel in Uganda und Äthiopien auf Blumen-, Tee- und Kaffeeplantagen nicht funktioniert. Hilfsarbeiter in Fairtrade-Betrieben erhielten demnach niedrigere Löhne als in nicht zertifizierten Betrieben. Eine Studie der *Harvard University* kommt dagegen zum Schluss, dass Bauern durch fairen Handel höhere Preise erzielen, ihre ökonomische Situation stabiler ist, sie besseren Zugang zu Krediten haben und umweltfreundlicher produzieren. Was das Leben Einzelner verbessert, ist schwer messbar. »Viele Kleinbauernfamilien und Angestellte in Entwicklungs- und Schwellenländern leben an der Schwelle zur Armut oder darunter«, stellt *Max Havelaar* fest. Und die Agrarökonomin Fausta Borsani gibt zu bedenken: »Es gibt auch Missstände bei gelabelten Plantagen. Man kann froh sein, wenn sie ans Licht kommen und behoben werden können.«

Der Norden profitiert mehr

Auch wenn es nicht alle Probleme löst: Besser irgendein Öko- oder Fairtrade-Label als gar keines, findet Borsani

Zum Beispiel Quinoa

Quinoa ist in den letzten Jahren in reichen Ländern immer beliebter geworden. Quinoa-Samen sind mineralstoff- und eiweissreich und enthalten keine Gluten.



FOTO: MAX HAVELAAR

Quinoa ist für Andenbewohner schon zu teuer

Die Pflanze gedeiht in den südamerikanischen Anden auch bei kargen Verhältnissen. Das meiste in der Schweiz verkaufte Quinoa stammt aus Peru und Bolivien und wird mit Fairtrade-Label gehandelt. In der *Migros* sind 400 Gramm rotes Quinoa für CHF 4.90 erhältlich, im *Coop* für 5.95. Bei *Claro* kosten 500 Gramm rotes Quinoa 9.90, bei *Gebana* 12 Franken.

Auf die Preisgestaltung hat der Verkaufspreis der Bauern laut der *Migros* keinen entscheidenden Einfluss, »denn ein Grossteil der Wertschöpfungskette findet im Norden statt (Verarbeitung, Handel, Vermarktung)«. Grundsätzlich erhalten die Produzenten laut *Coop* und *Migros* einen kostendeckenden Mindestpreis. Dies gilt auch für die bolivianischen Bauern, die *Swipala* beliefern. *Swipala* ist der Importeur des von *Gebana* verkauften Quinoa – der Sorte Quinoa real, die im Hochland auf über 4000 Meter wächst. Der *Swipala*-Inhaber Patrick Fuhri-

mann, der früher als Entwicklungshelfer in Bolivien gearbeitet hat, verzichtet auf ein Fairtrade-Label, doch gerechter Handel ist ihm ein »Herzenseinliegen«. Sein Ziel ist es, die ganze Handelskette fair zu gestalten. So bezahlt er den Bauern einen fairen Preis und pünktlich im Voraus, lässt die Körner garantiert glutenfrei verarbeiten und in der Schweiz in einer Behindertenwerkstatt packen. Logistik und Sorgfalt bei der Verarbeitung kostet, weshalb der Quinoapreis beim kleinen Importeur deutlich höher ist als bei den Grossverteilern.

Und wie sieht die Situation in Bolivien und Peru aus? Dank der Nachfrage nach Quinoa und dem gestiegenen Preis haben die produzierenden Bauern einen besseren Verdienst. Doch zugleich wird Quinoa für die bolivianische und peruanische Bevölkerung teurer. Viele vermögen das traditionelle Korn kaum oder gar nicht mehr zu kaufen – obwohl es so gesund wäre.

ni, die in zahlreichen Nachhaltigkeitsprojekten tätig ist und bei verschiedenen Unternehmen nachhaltige Lieferketten aufgebaut hat. Gut sei es, dass Labels den Menschen in Entwicklungsländern Knowhow und Weiterbildung brächten. Schliesslich sei Bildung der Motor jeder Entwicklung. Doch wer meine, sich nach dem Kauf von *Max-Havelaar*-Produkten mit reinem Gewissen zurücklehnen zu können, erliege einer Illusion. »Am meisten bringen Fairtrade-Labels uns, nicht den Bauern in Entwicklungsländern.« Fairtrade schafft Stellen in der Schweiz, bietet Schweizer Händlern Marketinginstrumente und beruhigt das Gewissen der Konsumenten. Zudem fliesse viel Geld in unnötige Ranglisten der verschiedenen Labels – wo doch alle ähnliche Ziele und Effekte hätten.

Auch die Fairtrade-Pionierin Ursula Brunner, die den gerechten Handel in der Schweiz initiiert hat (*aufbruch* Nr. 205/2014), kritisiert: »Die grossen Zertifizierungsorganisationen verdienen eine Unsumme Geld. Der faire Handel, wie er aktuell betrieben wird, füttert solche Organisationen, nicht die Bauern oder Arbeiterinnen.«

» Der aktuelle faire Handel füttert Label-Organisationen, nicht die Bauern

Ursula Brunner

Eine alternative Vision formuliert Brunner im Buch »Zwischen Fairtrade und Profit«, das von Fausta Borsani und Thomas Gröbly herausgegeben wurde: Handel sei dann gerecht, wenn alle Beteiligten von der Produktion bis zum Markt gemeinsam an einem Tisch verhandelten. Dafür gibt es erste Initiativen (s. Interview), doch mehrheitlich funktioniert – auch der faire – Handel noch paternalistisch statt partnerschaftlich: »Wir in Zürich oder Berlin sagen, wie es die Leute im Süden zu

»Die Bauern haben uns den Spiegel hingehalten«

Kakaobauern als Unternehmer: Nach diesem Prinzip arbeitet das Schweizer Startup Choba Choba.

Co-Gründer Christoph Inauen erläutert, warum man das Schokoladengeschäft völlig anders angehen muss

aufbruch: *Christoph Inauen, auf jeder Choba-Choba-Schokolade steht der Vorname des Bauern, der den Kakao produziert hat. Kennen Sie jeden persönlich?*

Christoph Inauen: Ja, natürlich! Die 35 peruanischen Bauern im Alto Huyabamba sind meine zweite Familie.

Wie sind Sie auf die Kakaobauern im peruanischen Amazonas gestossen?

Inauen: Ich lernte sie vor über acht Jahren durch meinen früheren Job in der Schokoladenindustrie kennen. In jener Zeit reiste ich als Einkäufer auf der Suche nach Kakao herum und arbeitete mit Kleinbauern in Afrika und Lateinamerika zusammen. Bei einem Besuch in Peru fuhr ich mit einem Holzboot drei Stunden ins Amazonasgebiet und übernachtete bei den Bauern in den Dörfern Pucalpilllo und Santa Rosa. Sie waren enorm offen und inspirierten mich durch ihre positive Lebenseinstellung. So besuchte ich sie wieder, kaufte bei ihnen Kakao, wir assen zusammen und spielten Fussball. Über die Jahre ist unsere Beziehung gewachsen und unsere Funktionen als Einkäufer und Produzenten traten in den Hintergrund. Irgendwann haben die Bauern mir und Eric, dem anderen Gründer, den Spiegel hingehalten. Sie sagten

uns: »Unsere Zusammenarbeit ist ja gut und recht, aber können wir nicht etwas machen, das unsere Lebensbedingungen wirklich verbessert?« Das hat bei Eric und mir enorm viel ausgelöst. Wir haben unsere Jobs gekündet und mit den Bauern gemeinsam *Choba Choba* gegründet.

»Power to the farmers« lautet Ihr Motto. Wie funktioniert das konkret?

Inauen: Die Bauern nehmen in unserem Geschäftsmodell den zentralen Platz ein. Zuerst einmal gehört ihnen ein Teil des Unternehmens. Im Moment sind das sieben Prozent der Aktien, aber es werden mehr; vier Prozent des Verkaufspreises jeder Schokolade gehen in einen Fonds, womit die Bauern zusätzliche Aktien kaufen können. Bis 2020 werden sie rund 33 Prozent der Firma besitzen, langfristig wird es die Mehrheit sein. Gleichzeitig bilden wir sie aus, denn ein Kakaobauer aus dem Amazonas wird nicht über Nacht zum Unternehmer einer internationalen Schokoladenmarke. Die zweite Ebene ist die Einbindung der Bauern in die wichtigsten Entscheidungsprozesse. Sie sitzen im Verwaltungsrat und reden auch bei Kommunikation, Marketing und Produktentwicklung mit. Die letzte Ebene betrifft den

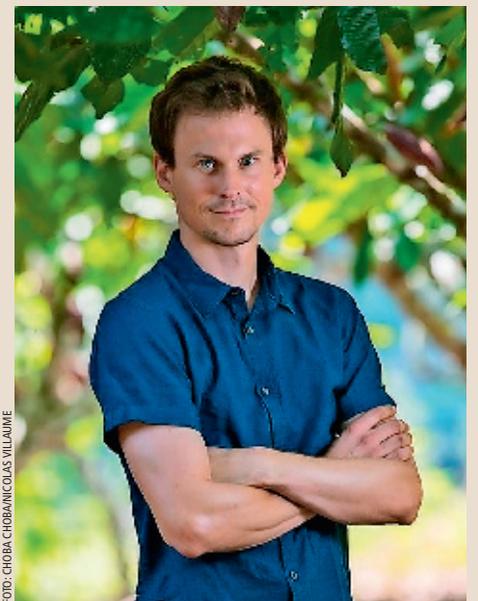


FOTO: CHOBA/CHRISTOPH VILLAMINE

Christoph Inauen hat 2015 gemeinsam mit dem Franzosen Eric Garnier das Startup *Choba Choba* gegründet. Das Unternehmen produziert sortenreine Schokolade, deren Kakao jeweils von einer einzigen Familienfarm im peruanischen Amazonas (Alto Huayabamba) stammt. Die Schokolade wird via Internet vertrieben. Zuvor war Inauen bei *ChocolatsHalba/Coop* tätig. Er lebt in Bern und hat eine 2-jährige Tochter.

machen haben«, so Borsani. Eine Lösung dieses Ungleichgewichts liege in einer Demokratisierung der südlichen Landwirtschaft.

Fairness im Welthandel

»Wir müssen bessere Exportbedingungen für arme Länder schaffen.« Ansetzen müsste man beispielsweise bei den Subventionen und Marktbräunungen, mit denen Europa und die USA ihre Exporte subventionieren und damit die Märkte des Südens kaputt machen. »Afrika müsste mehr in die Schweiz exportieren können – und zwar nicht nur Rohstoffe, sondern auch verarbeitete Produkte, die höhere Wertschöpfung generieren«, sagt die Agrarökonomin. Der Ethiker Thomas Gröbly sieht auch bei den Freihandelsabkommen Handlungsbedarf. Er fordert Ausnahmen, Nachverhandlungen und eine Beteiligung der Zivilgesellschaft bei der Aushandlung. »Auf der Ebene des Welthandels mischen wir uns zu wenig ein, weil wir zu wenig davon verstehen«, stellt Borsani fest. Wollte man hier etwas verändern,

müsste man die Politiker in die Pflicht nehmen. Die Schweiz könnte sich in der WTO auch für die Interessen ärmerer Länder einsetzen.

Vor diesem Hintergrund sind Öko- und Fairtrade-Label ein Tropfen auf dem heissen Stein. Laut Borsani werden weniger als ein Prozent der weltweiten Agrarflächen in diesem Sinn nachhaltig bewirtschaftet. Trotzdem, was rät die Nachhaltigkeitsexpertin den Konsumenten beim nächsten Einkauf? »Nicht nach dem Billigsten greifen.« Es sei wichtig, genau hinzusehen, nachzufragen, sorgfältig auszuwählen. Ob aus der Region oder aus der Ferne: Für Fausta Borsani bilden Interesse für das Lebensmittel und Achtsamkeit die Basis ethischen Konsumierens. »Fairness hat auch mit Beziehung zu tun.«

Zum Weiterlesen: Fausta Borsani, Thomas Gröbly (Hg.): Zwischen Fairtrade und Profit. Stämpfli Verlag, Bern 2016



Kakaopreis. Wir sind unabhängig vom internationalen Börsenpreis, denn dieser ist eine Farce. Er wird von ein paar wenigen Multis diktiert. Bei *Choba Choba* definieren die Bauern den Kakaopreis, wir nennen das »Bottom-up Pricing«. Dieser Preis ist heute 60–90 Prozent höher als an der Börse.

Und damit lösen Sie eine Schokoladen-Revolution aus?

Inauen: Wir wollen ein Beispiel setzen, wie das Schoggi-Business komplett anders gemacht werden kann. Heute funktioniert das Geschäft so, dass wenige multinationale Firmen grosse Profite machen, während die sechs Millionen Kakaokleinbauern am Ende der Wertschöpfungskette oft unter der Armutsgrenze leben und schlichtweg nichts zu sagen haben. Es gibt ein enormes Machtungleichgewicht. Dies stellen wir auf den Kopf. Bei uns bestimmen die Kakaobauern.

Warum bezahlt die Schokoladenindustrie keine besseren Preise?

Inauen: Weil einige wenige Grosskonzerne den ganzen Markt dominieren. Ihr Geschäftsmodell ist auf Massenkonsum zu tiefen Preisen ausgelegt. Sie verfügen über eine riesige Infrastruktur und haben kein Interesse an hohen Kakaopreisen, weil sonst ihr Markt schrumpfen würde.

Ist wirklich fairer Handel also nur in kleinen Kreisläufen möglich?

Inauen: Wirklich fairer Handel wäre auch in einem grösseren Rahmen möglich. Aber man muss es wollen. Man

könnte zum Beispiel einen Aushandlungsprozess des Kakaopreises schaffen, bei dem die Bauern eine Stimme haben. Zudem wird es ein Kleinbauer immer schwer haben, nur vom Rohstoffverkauf zu leben – nicht nur beim Kakao. Deswegen sollten die Profite, welche in der ganzen Wertschöpfungskette entstehen, gerechter verteilt werden.

Wie könnte bei den grossen Händlern ein Umdenken bewirkt werden?

Inauen: Es gibt einen wachsenden Zwang. In Afrika habe ich dutzende Bauern getroffen, deren Kinder sagen: »Kakaoanbau lohnt sich nicht. Wir krampfen von morgens bis abends – und es schaut nichts dabei heraus.« Die Nachkommen vieler Bauern werden aufhören zu produzieren. In der Folge wird das Kakaoangebot knapp, der Preis wird steigen. Diese Tatsache könnte dazu führen, dass auch grosse Händler umdenken. Ein gewisses Interesse für neue Ansätze ist bereits feststellbar. So wurden wir eingeladen, unseren Ansatz auf der internationalen Kakaokonferenz in der dominikanischen Republik zu präsentieren.

Die Schokolade von Choba Choba ist markant teurer als die von anderen Anbietern. Sind Konsumentinnen und Konsumenten bereit, zehn Franken pro Tafel zu bezahlen?

Inauen: Was den Preis angeht, muss ich relativieren: Wir verkaufen Schokolade von höchster Qualität, produziert von *Felchlin*, dem besten Schweizer Chocolatier. Jede Schokolade besteht nur aus drei

natürlichen Inhaltsstoffen: sortenreinen Kakaobohnen, biologischer Kakaobutter und biologischem Rohrohrzucker. Das ist nicht mit Schokolade vom Grossverteiler zu vergleichen. Wir helfen nicht mit Palmöl, Sojalecithin, Vanillin oder irgendwelchen Aromen nach. Wenn Sie die Preise innerhalb des gleichen Qualitätsspektrums betrachten, zum Beispiel von *Läderach* oder *Sprüngli*, gibt es keine grossen Unterschiede. Darüber hinaus wissen unsere Kunden ganz genau, wie und von wem ihre Schokolade produziert wurde.

Und wie ist die Resonanz auf ihre Schokolade?

Inauen: Unsere ersten sechs Monate sind unheimlich erfolgreich verlaufen. Wir verkaufen Schokolade in ganz Europa. Inzwischen arbeiten bereits neun Personen für *Choba Choba*; sechs in Bern, zwei in Paris und eine in Peru. Unser grösstes Problem ist eigentlich, dass mit dem rasanten Wachstum auch die Strukturen aufgebaut werden müssen – da kommen wir fast nicht nach. Der Ansturm auf unsere Produkte zeigt, dass es immer mehr Konsumenten gibt, die nicht nur die Qualität von Lebensmitteln schätzen, sondern mit ihrem Konsumverhalten auch die Welt ein wenig verbessern möchten.

Im November besuchen peruanische Kakaobauern von Choba Choba die Schweiz und stellen ihre Arbeit vor, in Zürich wird ein Pop-up-Laden eröffnet. Infos: chobachoba.com

Pilgern für stärkere Rolle der Frau

Zu Fuss von St. Gallen nach Rom – und nach 1000 Kilometern Strapazen und Mühsal heisst die Divise: Dranbleiben und Weiterhopen



FOTO: KATHOLISCHES STAAT, VERA RÜTIMANN

Still bewegt sich der Schweizer Pilgerinnenzug auf der Via della Conciliazone in Rom auf Petersdom und Vatikan zu



Von Vera Rütimann

Nach über 1000 Kilometern sind sie am Ziel. Zu festlichen Alphornklängen ziehen die Frauen, die von St. Gallen nach Rom gepilgert sind, zur Messe im Petersdom ein. Vorne die Hauptinitianten des Projektes, Hildegard Aepli, Esther Rüthemann und Franz Mali. Dahinter folgen die Bischöfe Markus Büchel und Felix Gmür sowie Abt Urban Federer vom Kloster Einsiedeln. Über 500 Gäste aus sechs Ländern sitzen in den Bänken. Sie sind zum Abschluss des Projektes in die italienische Kapitale angereist.

Im Chorraum sitzt auch Irene Gassmann. Mit den anderen Gefährtinnen schlief die Priorin des Kloster Fahr in den vergangenen Wochen in Pfarreiheimen, ertrug Regen, Hitze und Blasen. Sie teilte mit ihnen auch die Entschlossenheit und Hingabe für dieses Projekt, das sie mentale und körperliche Grenzen überschreiten liess. »Chiesa con le Donne«, wofür steht der Text dieser Schilder, die auf den Rucksäcken der Pilgerinnen festgemacht waren

und die nun vor dem Altar im Petersdom liegen? Irene Gassmann über ihr Motiv, ab Assisi mitzulaufen, das sie mit allen teilt: »Die Frauen werden in dieser Kirche von wichtigen Entscheidungsprozessen ausgeschlossen. Daran leide ich.«

Überstrahlt werden die Anstrengungen beim Einmarsch in Rom von den grandiosen Erinnerungen an Orte, mit denen die Pilgerinnen starke Erlebnisse verbinden. Da war beispielsweise die Begleitung der Pilgerinnen durch das *Tauteam*, eine Gruppe franziskanischer Ordensleute und Laien, welches die Etappen von Siena über Perugia und Assisi nach Greccio organisiert hatte.

Strapaziöser Pilgerweg

Der weltbekannte Wallfahrtsort liegt nicht auf dem direkten Weg nach Rom. Die Frauen nahmen einen Umweg von zwei Wochen in Kauf. Warum sie das taten: Die Rompilgerinnen wollten mit ihrer Mission

für eine starke Rolle der Frau in der Kirche bewusst in den Stammlanden des Franziskus und der Klara von Assisi wandeln. Franziskus pilgerte zu seiner Zeit einst für sein Anliegen selbst nach Rom, um vom Papst die neue Ordensregel anerkennen zu lassen. Der jetzige Papst Franziskus stellt sich mit seinem Namen und seinem zeichenhaften Engagement für die Randständigen selbst in die Nachfolge des Heiligen aus Assisi. Franziskus und Klara stehen zudem symbolhaft für eine spirituell enge Partnerschaft zwischen Mann und Frau – ein gemeinsames Anliegen.

Die Pilgergruppe hatte auf dem Weg nach Rom harte Strapazen überstehen müssen. Eine Pilgerin berichtet: »Es gab Tage mit Regen und Schlamm – wir sind tagelang mit nassen Füessen marschiert. Manche Etappen waren sehr lang: bis zu 32 Kilometer. Für einige waren auch die katastrophalen Unterkünfte schwierig, wir mussten mal ohne Strom und mal ohne Wasser auskommen.«

Die Wege, auf denen die Pilger wandeln mussten, waren oft uneben. Eine Pilgerin stürzte kurz vor Rom in ein Loch im Asphalt und brach sich den Unterarm. Tapfer hielt sie jedoch durch und marschierte mit den anderen nach Rom.

Es gab jedoch noch anderweitige »Unebenheiten« auf dem Weg nach Rom, denn: Nicht alle Frauen teilen das Ziel des Projektes, das vorerst bewusst eher auf das »geschwisterliche Nebeneinander von Mann und Frau« und den umsichtigen Dialog mit den Bischöfen in der Frauenfrage in der katholischen Kirche setzen will. Es gibt Frauen, die gerne die Forderung nach dem Frauenpriestertum eingebracht hätten. So auch Silvia Letsch-Brunner. Die 61-jährige Kirchenhistorikerin und freischaffende Theologin aus Benglen wanderte von Beginn an mit. Was sie antreibt: »Frauen werden in der katholischen Kirche noch immer sehr benachteiligt. Ich finde, es ist ein Menschenrecht, dass wir die gleichen Berufe ergreifen können wie die Männer. Ich marschiere auch für meine sieben Enkelinnen und hoffe, dass sie einmal dieselben Rechte wie meine zwei Enkel haben und Priesterinnen werden könnten.«

Für Silvia Letsch-Brunner braucht es in der Kirche ein grundlegendes Umdenken in der Frauenfrage. Aber, fragt sie sich auch: »Wollen wir das Priestertum für Frauen überhaupt oder muss man nicht andere, neue Formen finden?« Die katholische Theologin hofft, dass sich das Pilgerprojekt »Kirche mit den Frauen« weiterhin auch mit dieser Frage auseinandersetzt.

Ambivalente Stimmung

Nach dem Gottesdienst im Petersdom versammeln sich die Pilger auf dem Peters-

platz. Die Stimmung ist ambivalent, nachdenklich. Während die einen im Gottesdienst mit den beiden Bischöfen und dem Abt von Einsiedeln einen würdigen Schlusspunkt für diesen Pilgertag sehen, sprechen andere von einem merklichen Dämpfer. Nicht, weil der Papst derzeit angeblich keine offiziellen Termine wahrnehmen wollte, es war die »klerikale Note«, wie eine Pilgerin sagte, die im Petersdom herausstach und die die zementierte Hierarchie in der katholischen Kirche besonders schmerzhaft deutlich machte. Auch wünschten sich einige Teilnehmende mutigere Worte seitens der Bischöfe.

Für manche durchaus mehrdeutig kam denn auch die Botschaft von Bischof Gmür in der Kirche Santa Maria sopra Minerva an. Dort sprach der Basler Bischof in seinem Impuls über Katharina von Siena, die in dieser Kirche begraben liegt. Er sagte: »So genannt progressiv wäre Katharina sicher nicht. Sie stand für Loyalität gegenüber dem Papst.« Katharina würde davon reden, dass der Papst den Garten blühend machen soll, unabhängig von Mann und Frau. Sie würde sich weigern, wegen stinkender Gewächse in diesem Garten der Kirche diese zu verlassen. Felix Gmür rief die Pilgerinnen schliesslich dazu auf, ihm als Bischof im Sinne Katharinas praktische Vorschläge zu machen. Er fügte dezidiert hinzu: »Praktisch heisst nicht nur konkret, sondern auch praktikabel. Danke, dass sie durchhalten. Ich werde mich auch bemühen, durchzuhalten.«

Simone Curau-Aepli, Präsidentin des *Schweizerischen Katholischen Frauenbundes*, verstand Felix Gmürs Worte so: »Er ruft uns dazu auf, dass wir im Rahmen des Möglichen agieren sollen.« Auf dem Petersplatz setzt sich einige Stunden nach



Initiantin Hildegard Aepli (li) und Bischof Büchel auf dem Petersplatz mit ihrem Transparent

dem Gottesdienst dennoch eine gelassene Stimmung durch. Das Projekt »Kirche mit den Frauen« sorgte für ungeahntes Aufsehen. Ein Dokumentarfilm mit dem Titel »Habemus feminas« ist in Arbeit. Hildegard Aepli zeigt sich zudem zuversichtlich, dass die Homepage des Projektes »Kirche mit« eine Plattform mit nachhaltiger Wirkung werden könnte für eine »Kirche, die gemeinsam unterwegs ist«.

Und Silvia Letsch-Brunner resümiert: »Dass just in dieser Zeit, wo wir von St. Gallen nach Rom unterwegs waren, Papst Franziskus mitteilte, er wolle die Frage nach dem Frauendiakonot historisch aufarbeiten lassen, und Maria Magdalena in den Rang eines Apostels aufstieg, ist kein Zufall. Ich weiss nicht, ob der Papst von uns weiss, aber ich glaube, dass es zwischen Himmel und Erde mehr gibt, als wir ahnen. Ich denke, wir sind nicht vergebens nach Rom gekommen.«

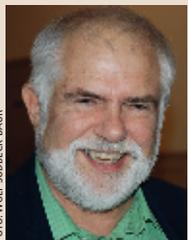


FOTO: WOLFF/SÜDBECK-BAUR

Ohrfeige für die Frauen

von Xaver Pfister

Die Rompilgerinnen trafen keine dialogbereiten Männer aus der Kurie. Den Brief an Papst Franziskus nahm niemand im Vatikan entgegen. Der Vatikan hat die pilgernden Frauen auflaufen lassen. Die angestossene Diskussion zum Diakonot der Frau hat zur Bildung einer Kommission geführt. Diese soll das Frauendiakonot in der frü-

hen Kirche untersuchen – eine Retrokommission also ohne Reformauftrag. Bedeutende Kardinäle wollen einen Systemwandel und das Diakonot der Frau. Kardinal Marx: »Wir müssen auf das Kirchenrecht sehen und darüber nachdenken, welche Aufgaben unbedingt Priester erfordern. Alle anderen Aufgaben im weitest möglichen Sinn müssen Laien offenstehen, Männern wie Frauen, aber besonders Frauen.« Ich bin zornig, wie selten. Was ver-

sprach der Papst? Frauen mit Verantwortung in der Kirchenleitung, ernsthafte Diskussion zum Frauendiakonot. Seien wir ehrlich, das ist Makulatur. Die Kirche bleibt unerträglich frauenfeindlich. Ist der Aufruf der Bischöfe Büchel und Gmür zum Durchhalten nicht einfach der Ruf ins Hamsterrad, das uns nur dorthin führt, wo wir schon immer waren? Seien wir widerständig. Der Aufruf zum Durchhalten genügt nicht mehr. Mehr: www.aufbruch.ch

Brexit-Verlierer

Grossbritannien und die Europäische Union (EU) bleiben nicht, wie sie waren. Kommentar

Von Wolfgang Kessler



FOTO: PUBLIK-FORUM

Wolfgang Kessler ist Wirtschaftspublizist und Chefredaktor von Publik-Forum.

Die Volksabstimmung für den Brexit hinterlässt vor allem Verlierer. Viele Brexit-Befürworter wissen nun, dass sie belogen worden sind. Man muss die EU nicht lieben, aber so hohe Kosten, wie sie von der Brexit-Kampagne angegeben wurden, verursacht die EU für die Briten nicht. Die

Rattenfänger Boris Johnson und Nigel Farage gingen von der Fahne. Es bleibt der Frust.

Verloren geht auch die Menschlichkeit. Zuwanderer aus der EU sehen sich in Grossbritannien einer Hasskampagne ausgesetzt: »Geht endlich nach Hause!« Wirtschaftlich werden die Briten höhere Importpreise erleben, weil das Pfund fällt. Und die Linken, die vom Brexit mehr Gerechtigkeit erhofften, erfahren nun, dass Finanzminister George Osborne Steuern für Unternehmen und Spekulanten senken und dafür Sozialleistungen kürzen will.

Was bleibt der britischen Regierung? Eigentlich nur, vom Brexit zu reden, ohne ihn zu vollziehen. Das ist relativ einfach: Sie zögern den Ausstieg um zwei Jahre hinaus – eine Übergangsfrist war eh vorgesehen. Die neue Premierministerin Theresa May verhandelt dann mit Brüssel über die Modalitäten des Austritts. Dabei stellt sie hohe Bedingungen, die Verhandlungen geraten ins Stocken. Irgendwann wird in Grossbritannien neu gewählt – die Brexit-Gegner werden siegen. Sie können dann mit Brüssel neu verhandeln, für ihren EU-Verbleib einige Privilegien herausholen und sagen: Die EU hat unsere Forderungen akzeptiert, wir können bleiben.

Spätestens dann gibt es noch einen Brexit-Verlierer: die Europäische Union.

Daniel Fatzer, reformierter Pfarrer in Lausanne, protestierte mit einem Hungerstreik in der



Daniel Fatzer im Hungerstreik

FOTO: WOLF-SÜDBECK-BAUR

Kirche St. Laurent gegen seine fristlose Entlassung durch den Synodalrat des Kantons Waadt. Der 64-Jährige hatte Mitte Juni in einer Radiopredigt der Kirchenleitung »autoritären Führungsstil« vorgeworfen. Zur Begründung verwies Fatzer auf aus seiner Sicht unberechtigte Entlassungen von vier Pfarrkollegen 2015. Der Synodalrat berufe sich ausschliesslich auf die Macht des Arbeitsrechts, eine Spiritualität der Gerechtigkeit bleibe auf der Strecke. Nachdem eine Mediation scheiterte, brach Fatzer seinen Hungerstreik ab, zumal das Ziel, die Öffentlichkeit für diese Missstände zu sensibilisieren, erreicht sei, sagte Fatzer dem *aufbruch*. Ein weiterer Grund: Weil Staatsrätin Béatrice Métraux keine unabhängige und professionelle Mediatorin sei, seien er und seine Mitstreiter von der *Associacion de resistance et reconciliation dans l'église réformée vaudoise* weiterhin auf der Suche nach einem für solche Konflikte spezialisierten Vermittler. Sollte der Synodalrat jedoch nicht zu neuen Vermittlungsgesprächen bereit sein, so Fatzer, käme es wegen missbräuchlicher Kündigung zu insgesamt acht Gerichtsprozessen.

Vanja Alleva, Zentralsekretärin der Gewerkschaft *unia*, überreichte gemeinsam mit mehreren zivilgesellschaftlichen Organisationen Bundesrätin **Simonetta Sommaruga** zwei



Vanja Alleva

FOTO: WOLF-SÜDBECK-BAUR

Petitionen, die von der Schweiz die Aufnahme von 50 000 Flüchtlingen verlangt und den Stopp der Dublin-Rückschaffungen von Schutzsuchenden, die über einen Drittstaat in die Schweiz kamen. Alleva: »500 Menschen sterben jeden Monat an den verschlossenen Toren Europas – Tendenz steigend. Anders gesagt: Europa ist für den Tod von 90 Prozent aller Menschen mitverantwortlich, welche heute weltweit auf der Suche nach einem sicheren Asyl sterben.«

Elham Manea und **Jasmin El Sonbati**, Schweizer Musliminnen und Unterstützerinnen der in London initiierten *Inclusive Mosque Initiative*, leiteten kürzlich im Berner *Haus der Religionen* ein muslimisches

Freitagsgebet. Wie die Agentur *ref.ch* berichtet, fand damit zum ersten Mal in der Schweiz ein Freitagsgebet statt, das Frauen initiierten und an dem Männer und Frauen gemeinsam beteten. Elham Manea hielt die Chutba, die Freitagspredigt, die ansonsten in der islamischen Tradition einem männlichen Imam vorbehalten ist. Manea, die als Politikwissenschaftlerin arbeitet, erklärte in ihrer Predigt, sie könne nicht länger akzeptieren, dass viele einen weiblichen Imam als »Ding der Unmöglichkeit« bezeichneten. Dieses Freitagsgebet wolle eine Veränderung. Auch mit einer Frau an der Spitze sei klar: »Wir beten hier als Menschen und nicht als Frauen. Wir beten zu einem Gott ohne Geschlecht.« Die Basler Gymnasiallehrerin **Jasmin El Sonbati** betonte, dass es derzeit undenkbar sei, ein derartiges Freitagsgebet in einer konventionellen Moschee durchzuführen: »Wir sind mit unserer Ausrichtung völlig isoliert von konservativen Muslimen.«

Samuel Behloul, Islamwissenschaftler und Theologe, hat überraschend seinen Posten als Direktor der bischöflichen Kommission *Migratio* gekündigt. Damit zieht Behloul die Konsequenzen aus der Weigerung der *Bischöfskonferenz*, die Kommission als Kompetenzzentrum mit dem Fokus auf die Themenfelder »Weltkirche und Migration« zu positionieren und so die Bischofskonferenz zu profilieren. Gemäss Behloul befinde sich *Migratio* »auf einem Abstellgleis«, wie er der Agentur *kath.ch* sagte. Der 52-Jährige übernimmt die Fachleitung Christentum im *Zürcher Institut für Interreligiösen Dialog* (ZIID).

Patrick Renz hat Mitte Juli nach nur zwei Jahren seinen Direktorenposten beim *Fastenopfer* geräumt. »Unterschiedliche Vorstellungen bei der Implementierung einer erneuerten Führungskultur« veranlassten Renz zu diesem Schritt, heisst es in einer Medienmitteilung des Hilfswerks. Wie gut informierte Kreise bestätigen, führte unter anderem ein Personalkonflikt zu einer Kündigung, die der Stiftungsrat unter



Patrick Renz

FOTO: FASTENOPFER

Vorsitz von **Bischof Felix Gmür** jedoch rückgängig machte, nachdem sich die gesamte *Fastenopfer*-Belegschaft hinter den fristlos entlassenen Kadermann gestellt hatte. Interimistisch leitet **Matthias Dörnenburg** das Hilfswerk.

Neues Manifest stützt Kirchenasyl



FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR

In der Schweiz engagieren sich bereits einige Kirchgemeinden und Pfarreien wie zum Beispiel in Kilchberg ZH und in Lausanne (im Bild St. Laurent) in Sachen Kirchenasyl. Sie bieten oder boten abgewiesenen und von Ausschaffung bedrohten Asylsuchenden Schutz. Dass dies auch theologisch gut zu begründen ist, zeigt das Manifest »Die Kirchen als Asylorte – ein Manifest« aus der Feder des renommierten reformierten Theologen Pierre Bühler. Mit dem Manifest, das bisher von etwa 150 Personen unterzeichnet worden ist, wirbt der Zürcher Fundamentaltheologe für eine grössere Bedeutung und die entsprechende Anerkennung des Kirchenasyls. Die im In-

ternet veröffentlichte Resolution ruft Kirchen dazu auf, Asylbewerber und Flüchtlinge in Notsituationen zu unterstützen und, »wenn es sich als geeignetes Mittel erweist, sie in kirchlichen Räumlichkeiten zu beherbergen«. Es ist ein ökumenischer Aufruf an die Kirchenleitungen, -behörden und -gemeinden sowie an die Christinnen und Christen. Sie sollten ihre Räume öffnen und dem Staat gegenüber eine Mediations- und Dialogfunktion einnehmen, statt sich gegen die »Besetzung« zu wehren.

Mit Verweis auf die deutsche *Ökumenische Bundesarbeitsgemeinschaft für Kirchenasyl* betont das Manifest, dass Kirchenasyl sich »um den Dialog mit den öffentlichen Instanzen bemühen muss, damit Lösungen gefunden, Entscheidungen revidiert werden und bedrohte Menschen ihr Recht zurückerhalten«.

Wolf Südbeck-Baur

Das Manifest kann unterzeichnet werden unter www.asulon.ch; lesen Sie auch den Beitrag zur Bundesarbeitsgemeinschaft für Kirchenasyl »Kirchenasyl ist kein Rechtsbruch« auf www.aufbruch.ch

Takeover-Ängste in Chur

In Sachen neues Bistum Zürich – seit 1819 ist der Kanton Zürich dem Churer Bischof unterstellt – tut sich hinter den Kulissen einiges. Unlängst sprach der Churer Generalvikar Martin Grichtung von einem »Unfriendly Takeover«. Denn es würden sich jene Stimmen mehren, die die Churer Bistumsverwaltung inklusive Bischofssitz »sukzessive nach Zürich verschieben möchten«, so Grichtung in der *Schweizerischen Kirchenzeitung* SKZ.

Solche Befürchtungen »sind völlig aus der Luft gegriffen«, entgegnet Simon Spengler auf Anfrage. Der Kommunikationschef des Zürcher Synodalarats betont demgegenüber, dass sowohl für Zürich als auch für Chur die Bildung von zwei eigenständigen Bistümern Priorität habe. Soweit ist man sich einig, Die Crux seien allerdings die Mitspracherechte des Domkapitels bei der Bischofswahl, auf die die



FOTO: BISTUM CHUR

Martin Grichtung baut Scheinfronten auf

Zürcher als eine Condition sine qua non unbedingt bestehen. Sollte sich diese Lösung innert nützlicher Frist und mit Zustimmung der anderen Bistumskantone Schwyz, Ob- und Nidwalden nicht realisieren lassen, so würden die Zürcher ein Doppelbistum Chur-Zürich prüfen. »Wir können diesem Modell, nach dem Zürich einen Weihbischof inklusive einem Generalvikar mit allen Vollmachten hätte, einig abgewinnen«, bestätigt Spengler.

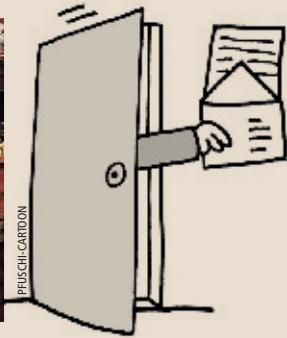
Mit einem solchen Doppelbistum Chur-Zürich kann sich das Duo Huonder/Grichtung hingegen gar nicht anfreunden. Denn bei dieser Variante wären die Aussichten des konservativen Kirchenrechtsexperten Martin Grichtung auf die Huonder-Nachfolge gering. Grund: Grichtung verfügt zwar in Chur über den nötigen Rückhalt des Domkapitels, in Zürich jedoch in keiner Weise.

Wolf Südbeck-Baur

Gastkolumne



FOTO: ZVG



PELUSCH-CARTOON

Immer dieses schlechte Gewissen

Meine Mutter nervt. Schon wieder diese Nachricht auf meinem Anrufbeantworter: »Lebst du eigentlich noch?« In ihrer Stimme schwingt etwas Vorwurfsvolles. Als wollte sie mir sagen: Deine Teilnahmslosigkeit habe ich nicht verdient; ich bin schliesslich deine Mutter! Früher hätte mir ihre Ansage ein schlechtes Gewissen bereitet. Schuldgefühle. Ich hätte mich mies und ungerecht gefühlt.

Wie damals, als ich die Kinder im Hort deponierte. Als ich meinen Partner vor vollendete Tatsachen stellte. Als ich in die Ferien fuhr, statt meiner Freundin zu helfen, die Beerdigung für ihren Mann vorzubereiten. Auch heute noch hadere ich mit meinem Gewissen, wenn ich eine Verabredung absage oder einen Krankenbesuch verschiebe. Aber ich fühle ich mich nicht mehr schlecht dabei. Und nicht mehr unter Druck gesetzt. Seit ich mit meinem schlechten Gewissen im Reinen bin. Es hat nämlich auch was Gutes, das schlechte Gewissen. Es regt zum Nachdenken über sein Handeln an. Schuldgefühle entstehen durch meine (zu hohen) Erwartungen an mich selbst: Wenn ich von mir verlange, bei der Erfüllung moralischer Normen perfekt, ein »guter Mensch« zu sein. Aber ich bin einfach nur Mensch. Kann nicht an alle und alles denken, muss an mich denken. Was tut mir gut? Ja, auch eine Prise Egoismus darf sein. So habe ich das meiner Mutter gesagt. Jetzt nervt sie sich über mich.

Gabriella Hofer, Journalistin. Nach einer Zusatzausbildung zur Katechetin studiert die 57-Jährige seit Herbst 2015 Theologie am Theologisch-pastoralen Bildungsinstitut TBI in Zürich.

»Das berührt meinen Gerechtigkeitssinn«

Ohne ihre Hörbehinderung hätte Rifa`at Lenzin kaum Islamwissenschaft studiert. Heute ist die muslimische Brückenbauerin zwischen den Kulturen und Religionen eine gewichtige Stimme, wenn es um das interreligiöse Gespräch geht. Lenzin kritisiert scharf, dass es politische Strömungen gibt, die schleichend das gesellschaftliche Klima in der Schweiz vergiften



FOTOS: WOLF SÜDBECK-BAUR

Rifa`at Lenzin will Raum schaffen für das Verständnis zwischen den Religionen und Kulturen

Von Wolf Südbeck-Baur

aufbruch: Rifa`at Lenzin, Sie sind Islamwissenschaftlerin und als Muslima in der Schweiz aufgewachsen. Sie sagen: »Das Sendungsbewusstsein und der absolute Wahrheitsanspruch scheinen mir vor allem ein christlich-abendländisches Problem zu sein, nicht nur früher, sondern auch heute noch.«

Rifa`at Lenzin: Früher trat das Christentum mit einem klaren Absolutheitsanspruch auf. Heute aber sei dieser christliche Anspruch überwunden, wird immer wieder behauptet. Im Gegensatz dazu bin ich überzeugt, dass dieser Anspruch keineswegs überwunden ist, sondern sich nur gewandelt hat. Der abendländische Führungsanspruch ist nach wie vor intakt und dominierend. Dies zeigt sich beispielsweise in der Debatte um die Menschenrechte sehr deutlich. Mit anderen Worten: Der gleiche Anspruch kommt heute in einem anderen Kleid daher.

Können Sie das konkretisieren?

Rifa`at Lenzin: Nehmen wir die gegenwärtigen Debatten zu Menschenrechten oder zur Genderfrage: Niemand wird den Grundrechten und -werten widersprechen

wollen – auch nicht die Muslime. Die Fragen kommen erst bei der inhaltlichen Ausdifferenzierung. Wer definiert, was »Würde« und »Freiheit« oder was »Gerechtigkeitsanspruch« ist? Bei all diesen Fragen wird eine westliche Deutungshoheit reklamiert, die dem ehemals christlich definierten Absolutheitsanspruch in nichts nachsteht. Oder wie es Samuel Huntington, Autor des Buches »Clash of Civilizations« – von dessen Thesen ich ansonsten nicht viel halte – auf den Punkt gebracht hat: Was für den Westen Universalismus ist, ist für den Rest der Welt Imperialismus. In diesem Punkt bin ich mit ihm einverstanden. So zieht sich der Versuch wie ein roter Faden durch meine Arbeit im interreligiösen Dialog, Raum zu schaffen für ein gegenseitiges Verständnis zwischen den verschiedenen Kulturen, ohne dass sich eine Seite verleugnen muss.

Inwieweit ist Ihr religionspolitisches Engagement auf einer religiösen Grundhaltung gegründet und inwieweit ist Religion eine Quelle, aus der Sie schöpfen?

Rifa`at Lenzin: Frage ich mich, was mir bei all dem wichtig ist, so sind es die Toleranz und die Bejahung von Pluralität, die nach meinem Verständnis dem Islam eigen sind. Niemand soll – insbesondere in Glaubensdingen – zu etwas gezwungen werden. In diesem Sinn habe ich mich mit dem, was ich tue, nicht von der Kernauffassung des Islam entfernt, sondern stehe auf dem Boden von Koran und Sunna. Das ist für mich eminent wichtig, auch wenn ich mich nicht sehr religiös gebärde und nicht mit einem Kopftuch auftrete. In der eigenen Tradition verwurzelt zu sein – was eine kritische Distanz durchaus nicht ausschliesst – ist im interreligiösen Dialog sehr wichtig. Dies schätze ich auch an meinen Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern im *Interreligiösen Think Tank* im Zürcher Lehrhaus, das jetzt neu *Zürcher Institut für Interreligiösen Dialog (ZIID)* heisst, und in anderen Foren. Die religiöse Grundierung ist gerade in der interreligiösen Zusammenarbeit ein unverzichtbarer Nährboden, aus dem ich Kraft schöpfe. Bei unserer Arbeit im *Institut für Interreligiösen Dialog* möchten wir nicht nur Wissen vermitteln, sondern Menschen auf der Suche nach Sinn und Orientierung religiöse Räume öffnen, Anknüpfungspunkte anbieten und zur kritischen Reflexion anregen. Das ist nur möglich, wenn man vom eigenen religiösen Verständnishorizont aus- und darüber hinausgeht. Dass dies am *ZIID* möglich ist, ist das Einzigartige an dieser Institution.

Seit dem 11. September 2001, dem Anschlag auf das World Trade Center in New York, wird der Islam in der westlichen Öffentlichkeit meist als Bedrohung dargestellt. Gibt es Momente, in denen Sie an der Religion gleichsam verzweifeln?

Rifa`at Lenzin: An den Religionen nicht, aber an den Leuten. In Richtung des Islam frage ich, wie kann ein Muslim nur so etwas Verwerfliches tun? Ich frage aber auch in die Richtung der anderen Religionen, warum ist man nicht bereit, zu differenzieren und wirft die Muslime alle in einen Topf? Warum verschliesst man sich der

simplem Erkenntnis, dass es bei den Muslimen wie bei allen anderen Gemeinschaften auch unterschiedliche Richtungen, Auslegungen und Gutes wie Schlechtes gibt? Selbstverständlich ist Wissen und Bildung wichtig, aber manchmal frage ich mich ernsthaft, wie aufgeklärt der Westen wirklich ist. Im Westen wie auch in der islamischen Welt vermisse ich häufig das, was der Volksmund mit gesundem Menschenverstand meint.

» Ich weiss, dass es möglich ist, einen Weg des respektvollen Miteinanders zu finden und zu gehen

Rifa'at Lenzin

Wo sehen Sie die Konflikte im Zusammenleben der unterschiedlichen Religionen und Kulturen in der Schweiz?

Rifa'at Lenzin: Inwieweit ist eine Gesellschaft bereit, das Andere als Anderes zu akzeptieren? Entlang dieser Frage verläuft die Konfliktlinie. Wie kann es sein, dass junge Schweizer, die hier schon in der zweiten oder dritten Generation als Nachkommen von Einwanderern leben, nicht die gleichen Rechte haben wie andere ihrer Altersgruppe? Das berührt mein Gerechtigkeitsempfinden. Ich finde solche Ungleichheit nicht richtig – und schon sind wir bei der Debatte über die angebliche Unverträglichkeit des Islam mit der westlichen Zivilisation.

Können Sie genauer beschreiben, wie Sie die unterschiedlichen religiösen und kulturellen Welten in der Schweiz erleben?

Rifa'at Lenzin: Beide Welten sind bereichernd, doch aus eigener Erfahrung als Jugendliche weiss ich, dass der Weg steinig ist. Aber ich weiss auch, dass es möglich ist, einen Weg des friedlichen und respektvollen Miteinanders zu finden und zu gehen. Heute leben wir grosso modo ganz gut – nicht unbedingt miteinander, aber nebeneinander. Zwar gibt es keine gravierenden Integrationsprobleme, aber auf der anderen Seite wird der Islam primär als Problem wahrgenommen. Den Hauptgrund sehe ich in einer vorwiegend negativen Darstellung des Islam in den Medien. Verstärkt wird diese Tendenz noch durch Kreise, die den Islam als eine problematische Kultur

bezeichnen, die nicht mit westlichen Werten in Einklang zu bringen sei. Leute, die diese Ansicht vertreten, können sich aber nicht auf die schweizerische Realität berufen. Vielmehr beziehen sie sich auf eine sehr plakative Realität, die von aussen hineingetragen wird. Islam wird dann in der Folge rasch mit Islamismus und Terrorismus, Tod und Chaos gleichgesetzt. Das Bild des Islam wird bei einem Grossteil der Bevölkerung von solchen Darstellungen geprägt.

Ein typischer Fall ist das Burka-Verbot im Kanton Tessin. Wie gehen Sie damit um?

Rifa'at Lenzin: Dort wird ein Verbot ausgesprochen und vorgeblich ein Problem gelöst, das es real gar nicht gibt. Damit wird eine islamfeindliche Stimmung verstärkt, die sich gegen die Muslime generell richtet, die heute ein fester Bestandteil der schweizerischen Bevölkerung sind. Schleichend wird auf diese Weise das gesellschaftliche Klima vergiftet. Anders kann ich das politische Vorgehen gewisser Parteien nicht beschreiben. Angefangen hat diese Vergiftung 2009 mit der Minarettinitiative, und sie geht mit ähnlich gelagerten Nachfolgeinitiativen bis heute munter weiter. Gesamtgesellschaftlich müsste der Bundesrat, der leider keinen Handlungsbedarf sieht, dieser Entwicklung allerdings Rechnung tragen. Es ist nachgewiesen, dass in der Schweiz heute eine Islamfeindlichkeit existiert, die es vor zehn, fünfzehn Jahren nicht gab.

Sie arbeiten seit vielen Jahren gegen diese islamophobe Haltung. Sie engagieren sich für die Verständigung von Muslimen und Christen in der Schweiz. Sie sind Dozentin an verschiedenen Fachhochschulen und Uni-



Rifa'at Lenzin ist in einem muslimischen Haus als Tochter einer Pakistanerin und eines Schweizer aufgewachsen. Sie studierte Islam-, Religionswissenschaften und Philosophie. Die 61-Jährige ist seit 2009 Co-Leiterin des Zürcher Instituts für Interreligiösen Dialog ZIID.

Aus: Bühlmann, Läubli, Südbeck-Baur, wie hast Du's mit der Religion? Luzern 2015

versitäten. Sie sind Lehrhaus-Fachreferentin Islam am Zürcher Institut für interreligiösen Dialog, Mitglied der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus, Präsidentin der interreligiösen Arbeitsgemeinschaft der Schweiz IRAS COTIS und Sie engagieren sich im Interreligiösen Think Tank insbesondere für die Genderperspektive auf Religion und Kultur. Wie kriegen Sie das alles unter einen Hut?

Rifa'at Lenzin: Es ist nicht immer einfach, alles unter einen Hut zu kriegen! Für mich ist es aber sehr bereichernd, zum Beispiel im Institut für Interreligiösen Dialog, wo ich ein Teilzeitpensum habe, inhaltlich an Fragen zu Islam, Judentum und Christentum zu arbeiten, während es bei meiner ehrenamtlichen Tätigkeit bei IRAS COTIS eher um Basisarbeit, um die Vernetzung der verschiedenen Gemeinschaften von Muslimen, Aleviten, Hindus, Juden, Bahai, Buddhisten, Sikhs und Christen geht. Der Austausch mit den gleichgesinnten Kolleginnen vom Interreligiösen Think Tank wiederum gibt mir immer wieder Energie für die Arbeit in einem weitgehend männerdominierten Umfeld.

2010 sind Sie als erste Muslimin im deutschsprachigen Raum mit der Ehrendoktorwürde der theologischen Fakultät der Universität Bern, Ihrer Geburtsstadt, ausgezeichnet worden. Was bedeutet Ihnen diese öffentliche Anerkennung?

Rifa'at Lenzin: Sehr, sehr viel. Mit dieser Ehrung hatte ich nie gerechnet, sie kam für mich völlig überraschend. Ich finde es auch jetzt noch höchst bemerkenswert, dass nota bene eine theologische und nicht eine philosophische Fakultät – Islamwissenschaftler sind in der philosophischen Fakultät angesiedelt – die Arbeit würdigt. Insofern verstehe ich den Ehrentitel auch als Würdigung aller, die im interreligiösen Dialog engagiert sind. Ich habe mich zwar nie besonders als Bernerin gefühlt, bin aber doch stolz darauf, dass ausgerechnet die Uni meiner Vaterstadt diesen Schritt getan hat und die Berner damit entgegen ihrer sprichwörtlichen Langsamkeit mal schneller waren als andere. Wenn die Historiker die Geschichte des Islam in der Schweiz dereinst dokumentieren, werden sie vermutlich nicht um diesen denkwürdigen Meilenstein herumkommen. Ich sage das nicht meiner Person wegen, sondern weil solche Auszeichnungen für die weitere Entwicklung im gesellschaftlichen Verhältnis von Christen und Muslimen in der Schweiz eminent wegweisend sind. ◆

Bringt Vaterschaftsurlaub was – ja oder nein?

Väter sind benachteiligt, wenn es um den Vaterschaftsurlaub geht. Während für die Frauen die Mutterschaft eingeführt wurde, warten die Männer weiter auf eine entsprechende Regelung.



FOTO: ZVG

Martin Candinas, Nationalrat der CVP. Der Bündner ist verheiratet und Vater von drei Kindern. Vor zwei Jahren hat er eine parlamentarische Initiative für zwei Wochen Vaterschaftsurlaub eingereicht

Ja, das entspricht echtem Bedürfnis

Seit Jahren wird die Einführung eines Vaterschaftsurlaubs auf Bundesebene diskutiert. Dies ist nicht erstaunlich, denn die Einführung eines Vaterschaftsurlaubs entspricht einem wachsenden gesellschaftlichen Bedürfnis. Warum?

Für eine zeitgemässe Familienpolitik braucht es Verbesserungen in den Bereichen Geld, Zeit und Infrastrukturen. Der Vaterschaftsurlaub ermöglicht mehr Zeit. Mit der Geburt des ersten Kindes wird der Lebensalltag von einem Tag auf den anderen praktisch komplett verändert. Bei der Geburt eines weiteren Kindes kommt die Betreuung der Geschwister dazu. Dafür

braucht es für die Väter eine Auszeit vom Erwerbsleben. Die Mütter werden für unsere Wirtschaft immer wichtiger. Wenn die zunehmend gut ausgebildeten Mütter einen Teil der – in der Zukunft stärker – benötigten Fachkräfte darstellen, braucht es die Unterstützung der Väter. Der Vaterschaftsurlaub ist für die ganze Familie und die Gesellschaft sinnvoll.

Die Einführung eines Vaterschaftsurlaubs ist die richtige Antwort auf das sich verändernde Familienleben in unserem Land. Aus diesem Grund habe ich eine parlamentarische Initiative für einen zweiwöchigen Vaterschaftsurlaub eingereicht. Leider wurde mein Anliegen im Nationalrat abgelehnt. Als Reaktion wurde kürzlich eine Volksinitiative für einen vierwöchigen Vaterschaftsurlaub lanciert. Vier Wochen sind jedoch nicht finanzierbar. Wir benötigen massvolle Lösungen. Darum hoffe ich, dass der Bundesrat zu dieser Initiative einen Gegenvorschlag mit »meinen« zwei Wochen Vaterschaftsurlaub vorlegen wird. ◆

Nein, Papizeit belastet Wirtschaft

Es ist selbstverständlich, dass Väter in der Familie präsent sein müssen, dass sie ihren Teil an der Kindererziehung übernehmen und sich an den Aufgaben im Haushalt beteiligen. Es braucht das Engagement der Väter in der Familie. Nicht nur die ersten beiden Wochen nach der Geburt, wie es die parlamentarische Initiative von Martin Candinas fordert, oder während 20 Tagen, wie dies die Volksinitiative vorsieht, für die zur Zeit Unterschriften gesammelt werden. Sondern es braucht dieses Engagement dauernd – bis die Kinder erwachsen sind.

Die Frage ist nicht, ob Väter einen Teil der Familienarbeit übernehmen sollen. Die Frage lautet vielmehr, ob ein weiterer Ausbau unseres Sozialversicherungssystems zu Lasten der Wirtschaft opportun ist oder nicht. Und hier lautet die Antwort ganz klar nein. Es bedeutet nämlich bereits eine grosse Herausforderung, die bestehenden Leistungen zu sichern – erwähnt sei hier nur die AHV.

Die parlamentarische Initiative von Martin Candinas hätte Kosten von rund 200 Millionen Franken pro Jahr zur Folge, finanziert über zusätzliche Lohnabzüge. Die Wirtschaft im aktuell schwierigen Umfeld mit höheren Sozialabgaben zu belasten, ist jedoch unverantwortlich. Höhere Lohnkosten würden unsere Produkte noch teurer machen.

Beim Vaterschaftsurlaub handelt es sich um ein privates Bedürfnis. Von den jungen Vätern darf erwartet werden, dass sie Ferien beziehen oder unbezahlten Urlaub nehmen, wenn das Baby auf die Welt kommt. Viele Unternehmen bieten ihren Mitarbeitern heute ohnehin bereits mehr als das gesetzlich vorgesehene Minimum. Eine neue Sozialversicherung auf Kosten der Wirtschaft braucht es nicht. ◆



FOTO: ZVG

Regine Sauter ist Nationalrätin und Vizepräsidentin der Zürcher FDP. Seit 2012 leitet Sauter als Direktorin die Zürcher Handelskammer. Von 2004-2015 war sie Kantonsrätin.



FOTO: CHATRINA GAUDENZ

Eine Umarmung genügt

Vor drei Jahren wurden Franz Inauen und seine Familie mit der Diagnose Demenz konfrontiert. Seither gehen sie ihren Weg mit und nicht gegen die Krankheit

Von Chatrina Gaudenz

Franz Inauen ist 64 Jahre alt. Wir treffe uns am Bahnhof von Luzern und gehen in ein ruhiges Lokal. Er erzählt seine Geschichte. »Zu Beginn des Februars 2013 sass meine Frau Bernadette und ich am Abend gemütlich beisammen und tranken ein Glas Wein. Ein Gefühl des Glücks erfüllte mich. Wir sprachen miteinander über die kommenden Ferien. Da spürte ich plötzlich, wie etwas in meinem Kopf nicht mehr richtig funktionierte. Ich wollte auf Bernadettes Worte reagieren, konnte aber nicht.« Redefluss und Hörvermögen waren jäh unterbrochen. Franz Inauen konnte nur noch stammeln, »staggerle«. Einige Zeit später wurden er und seine Familie mit der Diagnose Demenz konfrontiert. »Anfänglich lähmte mich die Diagnose vollständig«, sagt Franz Inauen heute.

Durch ein Geschenk seiner Frau kamen Leben und Bewegung zurück. Bernadette Inauen überreichte ihrem Franz ein leeres Ringbuch. Er begann, zu malen und zu schreiben: »Berechenbar bist du gar nicht – zuverlässig, so wie ich es meine, auch nicht. Das Brüchige und Verletzliche im Menschen lässt du zu.« Diese Zeilen schreibt der frühere Seelsorger neben einem rot-gelb-schwarzen Bild. Bild und Text tragen

den Titel: »Du Geist-Kraft Gottes«. Und der Text hat einen zweiten Vers: »Es droht dem Menschen Abgeschiedenheit und Einsamkeit. Du traust uns aber zu, dass wir dich berühren oder uns von dir berühren lassen. Deine Kreativität in meinem Herzen will, dass ich pfingstlich aufstehe und wieder Schritte wage.«

In den Bildern und Texten von Franz Inauen kommen Ängste und Wut, aber auch Dankbarkeit, Liebe, Hoffnung und Glaube zum Ausdruck: »Beim Malen kann ich das zeigen oder ausdrücken, was mir mit Worten nicht möglich ist. Immer, wenn ich zu malen beginne, weiss ich noch nicht, wie mein Bild wird. Das Malen löst bei mir einen intensiven Prozess aus.« Diesen erlebt Franz Inauen als Befreiung, als Ermutigung und Bestärkung. Die Bilder sind ihm eine Hilfe, um sich in der Familie oder im Gespräch mit Therapeuten sein Erleben auszudrücken.

Franz Inauen hat sich entschlossen, mit seiner Krankheit an die Öffentlichkeit zu gehen. Er tut dies, weil er sich mehr Verständnis für Menschen mit Demenz wünscht. In unserer Gesellschaft sei es enorm schwierig, mit einer Demenz zu leben. »Meine Vergesslichkeit bringt mich immer wieder in Schwierigkeiten. Ich verpasse Termine, vergesse, was mir meine Familie, Freunde und Kollegen erzählt haben,

weiss nicht mehr, welches Programm für den Abend besprochen wurde. Selbst wenn ich Notizen mache, weiss ich nicht mehr, wo ich diese hingelegt habe.« Oft habe er das Gefühl, dass das Chaos ihn beherrsche.

Die Natur gibt Franz Inauen Halt. Pflanzen, Tiere und das Wetter sind dem Bauernsohn ein willkommenes Gegenüber. An einigen Tagen pro Woche arbeitet er im Garten der Gemeinschaft »Sunnenhügel« in Schüpfheim. Eine weitere Stütze ist die Familie: Sie hält die Krankheit mit ihm aus, bleibt geduldig, wenn das Messer am falschen Ort versorgt ist, und ist in der Nähe, wenn die Tränen fliessen: »Da sind Menschen, die mich umarmen und mit mir traurig sind. Die Umarmung ist Trost genug.« Worte sind in solchen Momenten meistens verletzend. Gefragt ist Mitgefühl, es braucht keine guten Ratschläge und Beschönigungen.

Die Krankheit zu bekämpfen, geht nicht. So geht Franz Inauen seinen Weg mit ihr und nicht gegen sie: »Ich verwende meine Energie weniger für den Kampf gegen die Krankheit als vielmehr dazu, das Gelungene in meinem Leben anzuschauen.«

Wir kehren zum Bahnhof zurück und verabschieden uns. Und wie ich den Künstler mit dem ansteckenden Lachen davongehen sehe, kommt mir Leonard Cohens Zeile in den Sinn: »There is a crack in everything. That's how the light gets in.« ♦



FOTO: CHATRINA GAUDENZ



»Du Geist-Kraft Gottes«, eines der Bilder von Franz Inauen (oben), Buch mit weiteren Bildern und Texten vom Künstler ab 2. August im Handel erhältlich

Alptraum Unsterblichkeit

Möchten Sie physisch unsterblich sein? Vielleicht droht es uns schon bald

Von Christian Urech

Jugendliche tun heute alles dafür, sich einen perfekten Körper zu erschaffen. Für sie hat sich der Muskelaufbau zu einer Art Religion entwickelt. Ergänzungsnahrung und definierte Körperpartien sind ihr Gebet. Das illustrierte das Schweizer Fernsehen im Januar dieses Jahres anschaulich in einem Dok-Film. Für Fitnessjünger und Körperfanatiker sind Alter, körperlicher Verfall und Tod eine Zumutung, ja eine Beleidigung, die sie mit allen Mitteln bekämpfen – für den Philosophen Richard David Precht ein Zeichen dafür, dass der »getunte Mensch« im Materialismus und in der Körperlichkeit versinkt.

Die Suche nach dem Jungbrunnen

Dem Tod ein Schnippchen zu schlagen versuchen auch Stars und Sternchen wie Madonna, Sharon Stone oder Nicole Kidman, indem sie sich Stammzellen spritzen lassen. Und Anhänger der Kyronik lassen sich nach ihrem Tod einfrieren, in der Hoffnung, später, wenn die Medizin es denn je möglich macht, aufgetaut zu werden und mit den geeigneten Mitteln physische Unsterblichkeit zu erlangen.

Der Traum von der Unsterblichkeit ist wohl so alt wie die Menschheit. Schon die Pharaonen liessen sich einbalsamieren, wohl von dem Wunsch beseelt, so etwas wie ewiges Leben zu gewinnen. Lucas Cranach der Ältere malte 1546 einen Jungbrunnen, in den Greisinnen und Greise steigen, um ihn wenig später als Kinder und Jugendliche wieder zu verlassen. In den grossen Religionen erfolgt die Unsterblichkeit freilich nicht in physischer Form, sondern indem die Seele in einem mehr oder weniger konkret gedachten Paradies – oder aber in der Hölle – weiterlebt (Judentum, Christentum, Islam). Eine Zwischenform der Unsterblichkeit bieten Hinduismus und Buddhismus an, deren Reinkarnationslehre eine Art »Umsteigen« von einem Körper in den andern vorsieht.

Inzwischen wird an der physischen Unsterblichkeit des Menschen konkret ge-



Unsterblichkeit oder Tod. 32 Models protestieren in Buenos Aires dafür, dass das Recht auf Unsterblichkeit in die argentinische Verfassung aufgenommen wird

forscht – auf höchstem wissenschaftlichen Niveau. *Google*-Chef Larry Page hat 2013 das Unternehmen *Calico* gegründet, dessen Ziel es ist, das Altern zu stoppen und letztlich den Tod zu verhindern: »Wir gehen das Altern an, eines der grössten Rätsel des Lebens«, lautet die Mission des Unternehmens. Zwar hat sich die Lebenserwartung seit 1840 verdoppelt, aber das ist Page viel zu wenig: Wie der Biogerontologe Aubrey de Grey ist er der Ansicht, dass Menschen, die dereinst 1000 Jahre alt werden, bereits unter uns weilen. Dafür hat Page die Crème de la crème der Wissenschaftswelt angeheuert: Zellbiologen, Onkologen, Biochemiker, Kardiologen und Genetiker. Laut Medienberichten hat *Google* bereits 730 Millionen Dollar in *Calico* gesteckt. Page nennt solche Projekte »Moon Shots«, Mondflüge. Projekte, die die Zukunft vielleicht nicht nur vorantreiben, sondern gar vorwegnehmen.

Und er ist nicht der einzige. Rob Nail von der kalifornischen *Singularity University* glaubt, dass Technik die grossen Prob-

leme der Menschheit lösen wird – und zwar schon bis 2045. Das betrifft nicht nur Phänomene wie selbstfahrende Autos und künstliche Intelligenz, sondern eben auch Alter und Tod. »Singularity« meint übrigens den Zeitpunkt, an dem der technische Umbruch so gross wird, dass alles, was die Menschen getan haben und noch tun, »umgeworfen wird«. »Und es ist schwierig zu sagen, wie die Welt danach aussehen wird«, meint Ray Kurzweil, Zukunftsforscher und Mitbegründer der *Singularity University*. Mit anderen Worten: Die Zukunft des Planeten gerät ausser menschliche Kontrolle, weil Roboter und Cyborgs diese übernommen haben – als Folge davon, dass die technische Entwicklung nicht linear, sondern explosionsartig verläuft.

Cyborgs und Matrix

In diese Richtung denken auch die Transhumanisten. Für sie ist die Evolution mit dem Menschen nicht abgeschlossen, sondern muss von diesem selbst weiter voran-

getrieben werden, indem er sich mittels technischer Implantate als Cyborg optimieren lässt. So würde eine Art menschlicher Roboter oder eine Mittelding zwischen Mensch und Roboter erschaffen, der dem »natürlichen Menschen« selbstredend haushoch überlegen ist.

Eine andere »Unsterblichkeitsidee« ist das Mind-Uploading: die Auslagerung der bewusstseinsrelevanten Teile des Gehirns in ein digitales Medium – eine Idee, die im Film »Matrix« durchgespielt wird. Unsere Hirne liegen in einer Art Nährlösung und unser ganzes »reales« Leben spielt sich als eine Art Traum im Cyberspace ab.

Aber ist physische Unsterblichkeit wirklich wünschenswert? Die deutsche Autorin Thea Dorn lässt in ihrem neusten Roman den 1776 in Schlesien geborenen Physiker Johann Ritter auf die deutsche Molekularbiologin Johanna Mewet treffen. Sie forscht an der Unsterblichkeit, er leidet unter dieser – ein höchst lesenswertes Gedankenspiel ums Thema Unsterblichkeit. Aber auch andere Figuren der Literatur machen eher schlechte Erfahrungen mit dem Immer-weiter-leben-Müssen oder dem Nicht-sterben-Können. Das Spektrum solcher Figuren reicht vom Schuhmacher Ahasver über den fliegenden Holländer, den Grafen Dracula bis hin zu Frankenstein.

Zunächst sind es rein praktischen Probleme, die sich aus der Möglichkeit menschlicher physischer Unsterblichkeit ergäben und über deren Auswirkungen wir nur spekulieren können. Hätten alle Menschen Zugang zur physischen Unsterblichkeit – und zur Zeugung neuen menschlichen Lebens – oder wäre sie einer kleinen Elite vorbehalten? Würde sie nicht zu einer massiven Zunahme der Weltbevölkerung füh-

ren und damit zu einer noch rasanteren Zerstörung des Planeten? Gäbe es überhaupt noch eine Generationenfolge und würde sich zwischen den Generationen nicht ein gnadenloser Kampf um Ressourcen und Macht entwickeln? Überhaupt: Wie würde sich unter diesen Voraussetzungen das Zusammenleben der Menschen gestalten? Würden wir nicht zu einer Gesellschaft von Individuen mit aufgeblähten Egos mutieren?

Für viele wäre das Leben wohl unerträglich, wenn es ewig dauern würde. Dem Augenblick würde seine Kostlichkeit geraubt, denn die Vergänglichkeit macht uns empfänglich für die Einzigartigkeit des Moments. Würde uns ein Sonnenaufgang auch nach dem 100 000-sten Mal noch entzücken? Würden wir schliesslich nicht in einer grandiosen Langweile und in tiefstem Überdruß versinken? Würde unser Leben schliesslich nicht jeder Dramatik entbehren, weil alles so voraussehbar wäre? Wären unsere uralten Gehirne noch zu neuen, überraschenden Gedanken fähig? Und unsere Gefühle nicht schliesslich völlig abgestumpft? Das könnte zur absurden Situation führen, dass die »Sterbehilfe« zum wichtigsten Zweig der Medizin würde – weil wir die physische Unsterblichkeit psychisch nicht verkraften.

Und: Wäre es nicht Hybris, wenn sich der Mensch quasi zum Gott erheben würde, zum Herrn über Leben und Tod? Sind wir als Individuen wirklich so unentbehrlich, dass wir als solche ewig weiterleben müssen? Ist es nicht irgendwie auch schön, neuen Generationen Platz zu machen? Gerade unsere Vergänglichkeit macht uns doch menschlich, weil sie uns zu einer gewissen Bescheidenheit zwingt. ◆



Mookie Tenenbaum, argentinische Philosophin, Erfinderin und Konzeptkünstlerin, ist die Schöpferin dieser Strassenperformance

Sie möchten ein Zeilen-Inserat aufgeben?
Sie möchten Ihr Ferienchalet vermieten?
Sie wollen für Ihre Kurse werben?
Sie suchen eine Bekanntschaft?
Einen Freund? Eine Partnerin?
Oder, oder, oder...

Bei privaten Anbietern kostet die Zeile CHF 8.50, bei gewerblichen CHF 10.50.

Texte für Zeilen-Inserate: Bitte senden Sie den Text für Ihr Zeilen-Inserat per Post an Redaktion *aufbruch*, Wolf Südbeck-Baur, Postfach, 4001 Basel oder per E-Mail an redaktion.basel@aufbruch.ch

Annahmeschluss: 8. September 2016



Solidaritätsnetz Bern

Jeder Rappen zählt für unsere Flüchtlinge und Sans-Papiers.

Für unser Büro sind wir dringend auf SponsorInnen

angewiesen. Solidaritätsnetz Sans-Papiers Bern, Kto. 30-656992-8, 3008 Bern.

www.solidaritaetsnetzbern.ch

Pilgern nach Assisi

Zu Fuss und mit der Bibel auf den Spuren von Franz und Klara. Do 1. bis Fr 9. September 2016. **Leitung:** Nadia Rudolf von Rohr und Claudia Mennen. **Info und Anmeldung:** www.propstei.ch oder Tel. 056 201 40

Abschiedsrituale + Trauerfeiern, Lehrgang mit Zertifikat 4x3 Tage, Beginn: 18. - 20. Nov. 2016.

Trauerseminar: Mit dem Verlust leben lernen, 25. - 27.11. 2016

Info- und Workshop-Tag - Gestaltung der eigenen Abschiedsfeier / Bestattung 04. Nov. 2016

Bewegt stille werden. Shibashi im Advent. 9.-11. Dez. 2016: Lassalle-Haus.

In der Klarheit liegt Kraft. Systemische SELBST*Integration nach Langlotz, 03.-04. Dez. 2016.

Lehrgang Trauerbegleitung 2017 Lehrgang mit Zertifikat. Beginn März 2017

welcome@lebensgrund.ch
www.lebensgrund.ch

041 310 98 51
 076 574 67 14



Basel: Hommage an Erasmus in St. Clara

Der mit Wort, Bild und Klang ganz besonders gestaltete Gottesdienst mit der Künstlerin Anna Maria Bürgi und der Musikerin und Performerin Emaïlle Camille sowie dem Entrectes der Kunsthistorikerin Annegret Diethelm ist der Beitrag der katholischen Kirche Basel zum Erasmusjahr 2016. Erasmus wollte die Kirche reformieren und gleichzeitig die Einheit der Kirche bewahren. Mit seiner Übersetzung des Neuen Testaments vom Lateinischen ins Griechische schuf er die Grundlage für die deutsche Bibelübersetzung von Martin Luther. Pfarrer Rolf Stöcklin lädt ein zur Hommage an Erasmus in die Basler **St. Clarakirche, Sonntag, 4. September 2016, 9.30 Uhr**

Milch & Honig



... schicken wir an Alex Sutter vom *Schweizerischen Kompetenzzentrum für Menschenrechte* für die Hartnäckigkeit, mit der der Philosoph und seine Mitstreiter von über 100 NGOs der lang ersehnten Schaffung einer *Nationalen Menschenrechtsinstitution* nach 15 Jahren nun einen riesigen Schritt näher gekommen sind. Denn endlich hat der *Bundesrat* Ende Juni entschieden, auf gesetzlicher Grundlage eine solche unabhängige Menschenrechtsinstitution in der Schweiz zu schaffen. Jetzt ist zu hoffen, dass der nötige Gesetzgebungsprozess mit Vernehmlassung und so weiter bis Ende 2019 definitiv unter Dach und Fach ist. Zu hoffen ist damit auch, dass die Schwächsten wie etwa Kinder, Asylsuchende und Sans Papiers weniger unter problematischen Praktiken bis hin zu Menschenrechtsverletzungen leiden müssen. Tolle Arbeit!

Frösche & Heuschrecken



... spedieren wir scharenweise an SVP-Nationalrat und *Weltwoche*-Autor Peter Keller für seine unsäglich Kritik an der Zusammenarbeit von Bund und Hilfswerken, die unter anderem auch Bundesgelder für ihre Entwicklungshilfe erhalten. Hilfswerke wie *Caritas* seien von öffentlichen Geldern abhängig, trompetet Keller durch die Lande. Dabei übersieht der Köppelmann geflissentlich, dass *Caritas* bei einem Gesamtertrag von 96,3 Mio. Franken im Jahr 2015 mit 14,3 Mio. respektive 15 Prozent Programmbeiträgen der *Deza* alles andere als auf Subventionen angewiesen ist. Propagandistisch verstieg sich Keller gar zur absurden Aussage, die Praxis der *Deza* erinnere ihn an »schweizerische« Direktzahlungen an Diktatoren«. Keller, rote Karte für diesen geistigen Anschlag auf die Humanität.



Asylbewerber klopft an Kirchentüre

CAS Religious Care im Migrationskontext

Die Universität Bern bietet einen Weiterbildungsgang für Seelsorge im Migrationskontext an. In dessen Zentrum stehen Grundlagen psychologischer und seelsorglicher Gesprächsführung und ein vertiefter Einblick in die politischen, rechtlichen und institutionellen Strukturen des Asylwesens in der Schweiz. Die Zielgruppe für den Ausbildungsgang sind Angehörige verschiedener religiöser Gemein-

schaften, die mit Begleitungsaufgaben im Migrationskontext betraut sind. Voraussetzung für die Zulassung ist eine Ausbildung auf Hochschulniveau oder eine vergleichbare fachliche Ausbildung, die für eine Seelsorgetätigkeit qualifiziert. Die Anzahl Studierender ist auf 18 Personen beschränkt. Die Ausbildung dauert ein Jahr und kostet insgesamt CHF 9800.

www.religiouscare.unibe.ch



Bilderwettbewerb zur religiösen Vielfalt in der Schweiz

»Begegne mir – entdecke mich!«

Die Woche der Religionen feiert diesen November ihren 10. Geburtstag. Aus diesem Anlass veranstaltet IRAS COTIS einen Wettbewerb. Unter dem Motto »Begegne mir – entdecke mich!« werden Bilder vom vielfältigen Zusammenleben der Religionen in der Schweiz gesucht und prämiert. Es geht um Darstellungen der Begegnung von Menschen an der Basis und im Alltag. Gesucht werden Bilder vom Austausch zwischen Personen unterschiedlicher Religionen bei der Arbeit, beim Einkauf, beim Fussball und beim Essen. Mitmachen können alle, die gestalterisch interessiert sind – seien es Er-

wachsene, Jugendliche und Kinder, aber auch Schulen oder Religionsklassen. Mit Kamera und Stativ, Handy oder Tablet, aber auch Farbstift, Schere, Farbe und Pinsel können Bildideen realisiert und eingereicht werden. Die religiöse Vielfalt in der Schweiz soll ins Bild gerückt werden. Es gibt zwei Kategorien: Erwachsene und Kinder/Jugendliche. Am 6. November findet in Bern im *Haus der Religionen* die Preisverleihung statt, unter anderem in Anwesenheit von Nationalratspräsidentin Christa Markwalder. Einsendeschluss ist der 30. August 2016.

www.iras-cottis.ch



BILD: PETER FÖHLER

In der Klosterkirche in Kappel am Albis übernachteten

KlosterNacht in Kappel am Albis

In Kerzenlicht getaucht lädt die frühgotische Kirche in Kappel am Albis eine Nacht lang zum Singen, Feiern und zur Einkehr ein. Markus Sahli, Pfarrer und Theologischer Leiter: »Die KlosterNacht ermöglicht den Menschen, die sich darauf einlassen, ein spirituelles Erlebnis. Die Nacht ist geheimnisvoll-bergend und bedrohlich zugleich. Aber wer durch die Nacht hindurchgeht, geht immer dem Morgen, dem Licht entgegen. Das lässt sich eindrücklich in der KlosterNacht erleben.« Die Nacht startet am Freitag, dem 26. August, um 20.00 Uhr mit einer Ein-

stimmung und einem Abendmahl. Zwischen den kontemplativen Abschnitten gibt es auch zwei Konzerte um 23.00 Uhr und um 02.00 Uhr. Abgerundet wird das Erlebnis am Samstagmorgen um 6.00 Uhr mit einem Morgenlob. Zu jeder vollen Stunde ist es möglich, dazuzukommen oder auch zu gehen. Dieses Jahr begleitet das Gedicht »Zärtliche Nacht« von Hilde Domin die Besucher durch die Nacht. Erfahrungsgemäss gehen sie am Morgen erfüllt und in sich ruhend nach Hause.

www.klosterkappel.ch



BILD: VEREIN SURPRISE

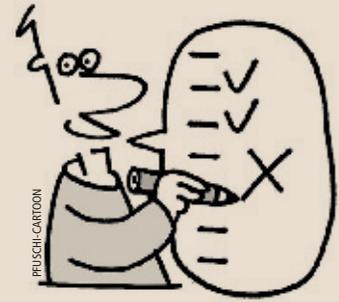
Experten der Strasse führen durch Zürich und Basel

»Soziale Stadtrundgänge«

Die Surprise-Stadtführer sind Experten der Strasse: Sie leben als Ausgesteuerte, Obdachlose und Armutbetroffene zum grossen Teil unter freiem Himmel. Ihr Wohnzimmer ist öffentlich, ihr Notschlafplatz befindet sich im Park oder am See. In Zusammenarbeit mit über zwanzig sozialen Einrichtungen bieten diese Experten der Strasse »soziale Stadtrundgänge« an. Sie er-

zählen aus ihrem Alltag und versuchen, Vorurteile abzubauen. Die Besucher erhalten einen Einblick in Armut und gesellschaftliche Ausgrenzung, aber auch in Überlebensmut und Lebensfreude. In Zürich stehen sechs Touren zur Auswahl, in Basel sind es deren drei. Ein Rundgang dauert ca. zwei Stunden.

www.vereinsurprise.ch



FRUSCHI-CARTOON

► Verschwiegen, verdrängt, vergessen.

Politischer Abendgottesdienst fünf Jahre nach Fukushima, dreissig nach Tschernobyl: Wie gehen die Betroffenen damit um? Wie die Behörden? Mit WOZ-Redaktorin und Buchautorin Susan Boos. 12. Aug., 18.30, Fraumünster, Münsterhof 2, 8001 Zürich.

► »When I'm sixty-four...« Mit der Pensionierung wird vieles anders. Es gilt, neue Tätigkeiten aufzunehmen, Prioritäten neu zu setzen und Beziehungen neu zu gestalten. Retraite zur Pensionierung mit Theres Spirig-Huber. 19.–21. Aug. im Lassalle-Haus in Bad Schönbrunn, 6313 Edlibach.

► »Wut im Bauch« Politischer Abendgottesdienst mit Luzia Sutter Rehmann, Prof. für NT in Basel. 9. Sept., 18.30, Fraumünster, Münsterhof 2, 8001 Zürich.

► Das Tier und wir – brauchen wir eine neue Tierethik? Veranstaltung, Referate und Apéro der Paulus Akademie mit Eugen Drewermann und Bernd Schildger in Zusammenarbeit mit Knies Kinderzoo. 13. Sept., 17.30–21.30, Himmipan Lodge in Knies Kinderzoo, Oberseestr. 42, 8640 Rapperswil.

► Öffentlichkeitsarbeit – Weiterbildungstag der Evangelischen Frauen Schweiz mit Barbara Lukesch, Journalistin, Buchautorin und Dozentin. Im Zentrum steht die Frage: Wie funktioniert erfolgreiche Medienarbeit? 16. Sept., 9.30–15.00, Kirchgemeindehaus Paulus, Freiestr. 20, Bern.

► Hagios-Liedernacht – Kappeler Liedernacht zum Lauschen, Innehalten und Mitsingen mit Helge Burggrabe und Christof Fankhauser. Ein neuartiges Mitsing-Konzertprojekt, das von Stille bis vielstimmigem Gesang reicht. 17. Sept., 20.00, Klosterkirche Kloster Kappel, Kappelerhof 5, Kappel am Albis.

► Heute Schule – morgen Arbeitswelt.

Tagung der Paulus Akademie zu Jugend und Arbeit. Welche Faktoren tragen zum Gelingen dieses Übergangs bei und lassen es gar nicht zu Notfällen kommen? 26. Sept., 9.00–15.45, Hirschengraben 86, 8001 Zürich.

► Interkulturelle Kompetenz – Zwei Kurstage mit Spass und Spiel, Humor und ein wenig Irritation zum Thema »Interkulturalität«. 30. Sept. und 5. Nov., jeweils 9.00–16.00, Volkshaus, Stauffacherstr. 60, 8004 Zürich. Anmeldung: www.paulusakademie.ch.



Ikone der Geschichte

Der Betrachter

Alle, alle lieben mich. Alle wollen ein Selfie mit mir. Auch mein Leibwächter, der sagt, er habe nichts zu tun, weil alle mich liebten. Die Naturwissenschaft belegt, dass wir kooperative Wesen sind. Die menschliche Entwicklung verdanken wir nicht dem Wettbewerb, sondern der Zusammenarbeit und dem Mitgefühl. Von Natur aus neigen wir zu Güte, Harmonie und einem friedlichen Leben. Wir können bewusst Gutes und Schönes in uns aufnehmen. Kraft unseres Geistes können wir unser Hirn zum Besseren verändern. Dank den Neurowissenschaften wissen wir auch, dass Ethik angeboren ist, Religion aber anerzogen.

Ich sehe Einheit, wo andere Dualität sehen. Ich denke anders. Deshalb hat mich eine Computer-Firma ausgewählt, mit meinem Gesicht für »Anderes Denken« zu werben zusammen mit Hitchcock und Gandhi. Ich habe nichts dagegen. Mein Name bedeutet »Juwel, das Wünsche erfüllt«. Natürlich kann ich nicht alle Wünsche erfüllen. Aber mitfühlend und konstruktiv um den Frieden zu ringen, das ist meine Aufgabe. Es gibt nur Menschen, die ich noch nicht kennen gelernt habe. Sie brauchen mich nicht zu lieben, aber ich liebe sie.

Vor über 65 Jahren musste ich aus meiner Heimat fliehen. Ich glaube fest daran, dass wir wieder in unsere Heimat zurückkehren können. Vielleicht nicht in diesem Leben, aber wer vierzehn Mal wiedergeboren wurde, kommt auch ein fünfzehntes Mal zurück auf die Erde – aus Mitgefühl zu seinen leidenden Schwestern und Brüdern. Ich bin eine Emanation des Herrn, der die Welt betrachtet. Ich nehme wahr, wenn leidende Lebewesen klagen; ich höre ihre Rufe. Und dennoch – oder ist es deswegen? – lächle ich gern. Philipp Koenig

Jedes Fühlen würdigen

Zu: »Wer spricht für das christliche Abendland?«;
»Mein Attentäter«, Nr. 220, S. 36, S. 35

Ich frage mich, ob die Autoren und die Herausgeber die Gewissheit haben, richtig zu fühlen, zu denken und zu handeln? Es ist bemerkenswert, welche interessanten und wichtigen Fakten sie zusammentragen und kommentieren. Dennoch würde ich am liebsten zu einer Standpauke ansetzen! In diesen Artikeln befremdet mich die Sicherheit, auf der Seite der Guten zu sein, richtig christlich zu fühlen, zu denken und zu handeln. Im Artikel »Wer spricht für das ›christliche‹ Abendland« schimmert die Haltung durch, dass das Fühlen, Denken und Handeln der AfD- sowie der *Pegida*-Leute keine christliche Haltung sein könne. Ich hingegen meine, dass diese Leute genau richtig fühlen, indem sie ihre Ängste zu schüren. Dafür gibt es keine andere Entschuldigung als Machtgier und Geltungssucht. Aber dennoch: Diese Leute fühlen sich ängstlich und denken und handeln entsprechend. Die Frage sollte erlaubt sein, warum die christliche Botschaft der Hoffnung und des Vertrauens in diesen ängstlichen Menschen entbehren Zuversicht. Sie sind keine Bösewichte, von denen man sich abzugrenzen hat, sondern den Kirchen besonders Anempfohlene, Menschen, an denen deren Botschaft vorbeigerasselt ist, ohne Anklang zu finden. Die beiden genannten Bewegungen und ihre verwandten Bewegungen in der Schweiz wie AUNS etc. sind demnach Herausforderungen an die Kirchen nicht in der Abgrenzung, sondern in der Zuwendung!

**Kommentieren Sie die
Beiträge auf www.aufbruch.ch**



**Sagen Sie uns Ihre Meinung –
zu exklusiven Beiträgen, die Sie
nur auf unserer Webseite finden.**

Zu Maurice Bavaud: Tragisch, das Leben von Maurice Bavaud, dem bevorzugten »Mein (!) Attentäter« Thomas Seiterich! Der Mann, der mit einer völlig untauglichen Waffe ein Attentat auf den Volksverhetzer Hitler verüben will, mag sympathisch sein. Aber sein Gedanke, dem Nationalsozialismus mit dem Mord an Hitler ein Ende setzen zu können, ist erstens naiv und zweitens völlig unmoralisch. Töten geht absolut nicht! Dass sich die offizielle Schweiz nicht für sein Überleben einsetzte, ist genauso ein Skandal. Aber seine Idee, zu töten, ist noch skandalöser. Auch wenn Hitler das Leben seiner Mitmenschen völlig unwichtig war, ist jedes Leben zu achten. Jedes! Auch das Hitlers. Mit Hoffnungs-Spielereien à la »Wenn Hitler getötet worden wäre, wäre die Geschichte nicht so tragisch ausgegangen« lässt sich keine Handlung und keine Haltung aufpolieren, ganz abgesehen davon, dass der Autor geflissentlich verschweigt, was ihn denn an diesem jungen Mann so fasziniert. Töten war, ist und wird niemals ein Mittel sein, die Welt zu verbessern, mögen die Träger dieser Idee auch noch so sympathisch daherkommen! Es ist kaum zu ertragen, wenn Menschen andere Menschen verachten, foltern, töten, zurückweisen, fürchten, versklaven, verhöhnen ... Jeder Mensch hat seine Würde. Deshalb ist jedes menschliche Fühlen, Denken und Handeln grundsätzlich zu würdigen. Jeder Mensch, macht »es«, so gut er kann, jeder! Auch wenn er darin versagt. Nicht der Mensch ist zu verurteilen, sondern seine Taten sind ihm vor Augen zu halten. Bewusstes, wachsam und die eigenen Beweggründe kennendes Fühlen, Denken und Handeln ist die angemessene Begegnung mit diesen vielfältigen, abgründigen Wegen menschlichen Verhaltens, so schwer es uns fällt. Das Unaushaltbare wach und geduldig aushalten und immer wieder darüber sprechen: Das ist der einzige menschenmögliche Kontrapunkt gegen alle Unmenschlichkeit. Aber sicher keine Ausgrenzung, kein Mord und kein Krieg!

Thomas Joller, St. Gallen

Meines Erachtens wird über gewisse vor allem politische Fragen sehr einseitig und in Richtung Mainstream im *aufbruch* berichtet. Ich bin der Meinung, wenn man die Themen Rechtspopulisten, Assad, Kim wie in Nr. 220 mit verurteilenden Zeilen aufgreift, sollte man im gleichen Atemzug

auch die Rolle der USA, der NATO, der EU schonungslos aufdecken. Ist es nicht so, dass bei diesen erwähnten Machtgebilden immer diejenigen die Guten sind, die dem Imperium dienen, den Dollar verherrlichen usw. Aber wehe, wenn es Länder gibt wie Russland, Syrien oder Lybien, die eigenständig bleiben und nicht nach der USA-Pfeife tanzen wollen, ist jedes Mittel recht. Da können Killerdrohnen von Ramstein aus eingesetzt werden, um zum Beispiel in Jemen »zu demokratisieren«. Meistens trifft es die unschuldige Zivilbevölkerung. Weiter möchte ich *Pegida* und ähnliche Organisationen erwähnen. Auch da, scheint mir, wird sehr einseitig alles in die rechte Ecke gestellt – vor allem von den Mainstreammedien. Ich frage: Ist es denn nicht ganz normal, dass die Menschen sich, ohne Rassist zu sein, für ihre Heimat einsetzen und dass sie besorgt sind? Viele von diesen sich Sorgenden würden jedem echten Flüchtling helfen, aber in diesem Falle kann doch etwas nicht stimmen, wenn so viele kommen. Abschliessend möchte ich erwähnen, dass ich die meisten Themen des *aufbruch* sehr aufschlussreich finde. Bei gewissen Themen gehört immer eine Gegenstimme dazu.

Robert Haas, aufbruch-online

Schmutziges Verhalten

Zu: »Kims Sklaven«, Nr. 220, S.18

Mit Bestürzung las ich diesen Artikel. Wenn in 16 Ländern ausserhalb Nordkoreas Arbeitssklaven gehalten werden, können diese doch nicht mehr dem Regime Nordkoreas unterstehen. Machen diese Länder sich nicht öffentlich zu Komplizen des Diktators Kim? Und macht es ihnen nichts aus, zu zeigen, wie schmutzig sie sich verhalten?! Warum geht im Falle Maltas nicht die EU gegen diese Praxis vor?! Da braucht es doch nicht das Einverständnis von China und Russland. Das macht mich sprachlos!

Lothar Stolte, D-Heidensee

Geheimnis vs. Aufklärung

Zu: »Altenpflege ist eine Verneigung vor dem Leben«, Nr. 220, S.14

Die Arbeit von Mona Petri ist als Dienst am Mitmenschen beispielhaft, sinnvoll und lobenswert! Nur einen Satz kann ich so nicht stehen lassen. Gar kursiv gedruckt, sagt sie verallgemeinernd: »Religion steht dafür, dass es Dinge gibt, von denen man weiss, sie sind, aber nicht weiss, wie sie sind.« Ich möchte statt dem Punkt ein Komma setzen und fortfahren: »... , weil es einen nicht wirklich interessieren mag und auch die Kirchen herzlich wenig darüber anzubieten haben.« Wer sich wirklich interessiert und sucht, der findet Antwort, und Mona Petri müsste nicht weiterschreiben: »So weiss ich, es gibt den Tod, aber ich werde nie etwas darüber wissen, wie er wirklich ist.« Und ob sie dann noch immer der Meinung wäre, sie fände das »Geheimnis des Lebens« so schön und liebenswert, dass sie gar nicht mehr wissen wolle ...?

Dr. Wolfgang Eisenbeiss, St. Gallen

Erzfeind Katar

Zu: »Wenn das Gewissen der Welt der versagt«, Nr. 220, Seite 22–23

Die Berichterstattung über Syrien hat sich bisher dankenswerterweise von der Mainstreampresse abgehoben. Das Interview mit Le Caisne hinterlässt bei mir jedoch kein gutes Gefühl. Die Glaubwürdigkeit des Syrsers »Cäsar« ist zumindest in Zweifel zu ziehen. Die Prüfung der Glaubwürdigkeit wurde vom Emirat Katar, einem Erzfeind von Assad, bei einer Londoner Anwaltskanzlei in Auftrag gegeben, die ansonsten auch öfter für Katar arbeitet. Was würden Sie sagen, wenn Ihre Glaubwürdigkeit vor Gericht von Ihrem Prozessgegner geprüft würde? Im vorliegenden Fall scheint das nur wenige zu stören.

Friedhelm Lange, D-Velbert

Impressum

aufbruch – UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT (www.aufbruch.ch)

Erscheint 6-mal jährlich; Auflage: 5000 Exemplare
Herausgeber: Förderkreis *aufbruch* – Zeitung für Religion und Gesellschaft (c/o René Schurte, In der Wässerli 27, 8047 Zürich)

Ehren-Herausgeber: Dr. Erwin Koller
Kooperation mit Publik-Forum, Postfach 2010, D-61410 Oberursel, www.publik-forum.de

Redaktions-Adressen:

Redaktion Basel: Postfach 1068, 4001 Basel, Tel. 061 683 03 43, E-Mail: redaktion.basel@aufbruch.ch
Redaktion Oberwil: Nellweg 4, 4104 Oberwil, Tel. 079 416 50 86, E-Mail: redaktion.oberwil@aufbruch.ch

Redaktion: Wolf Südbeck-Baur (Basel), Stephanie Weiss (Oberwil)

Redaktionsteam: Judith Albisser (Bern), Anja Buckenberger (Zürich), Martina Läubli (Zürich), Thala Linder (Solothurn), Cristina Steinle (Basel), Christian Urech (Zürich)

Layout: Barbara Blatter, AVD Goldach AG

Korrektorat: Christian Urech (Zürich)

Druck: apm Druck, Kleyerstrasse 3, D-64295 Darmstadt

Inserate: Redaktion *aufbruch*, Wolf Südbeck-Baur, Postfach 1068, 4001 Basel, Tel. 061 683 03 43, E-Mail: redaktion.basel@aufbruch.ch
Insertionsbedingungen unter www.aufbruch.ch, Insertionsschluss nächste Ausgabe: **13. September 2016**

Abonnementspreise:

Schweiz: Jahresabo (6 Ausgaben) CHF 88.–; Förderabo: CHF 108.–; Kombiabo: CHF 172.–; 2-Jahresabo normal: CHF 160.–; 2-Jahresabo Förder: CHF 200.– Einzelnummer: CHF 12.50. Zahlungen über: *aufbruch* – Unabhängige Zeitschrift für Religion und Gesellschaft, Zürich, PC 60-17861-0
Ausland: Jahresabo € 69.–; Förderabo € 89.–; Zahlungen in Deutschland über: Volksbank Dreiländereck EG, Freiburgerstr. 78, D-79576 Weil am Rhein. Kto-Nr. 23 22 307/Bankleitzahl: 683 900 00 (PSK Karlsruhe 340-97-75); Mehrfach-Abos: Ermässigte Tarife unter www.aufbruch.ch

Abonnemente und Adressänderungen:

aufbruch-Aboservice, c/o Sonya Ehrenzeller, Gerbiweg 4, 6318 Walchwil, Tel. 079 628 25 78 (Do 16–18 Uhr), abo@aufbruch.ch

Redaktionsschluss nächste Ausgabe: 7. September 2016, sie erscheint am 29. September 2016

aufbruch
UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT

Bestelltalon

- Ich wünsche ein Probe-Exemplar von *aufbruch*
- Ich abonniere *aufbruch*:
- Jahresabo CHF 88.–
 - Förderabo CHF 108.–
 - 2-Jahresabo normal CHF 160.–
 - 2-Jahresabo Förder CHF 200.–
- Ich abonniere das Kombi-Abo von *aufbruch* und Publik-Forum: Jahresabonnement CHF 172.– (Studierende CHF 120.–)

Absender: _____

Senden an: aufbruch-Aboservice,
c/o Sonya Ehrenzeller, Gerbiweg 4, 6318 Walchwil,
Tel. 079 628 25 78, donnerstags 16–18 Uhr,
E-Mail: abo@aufbruch.ch

SCHLUSSBLÜTE

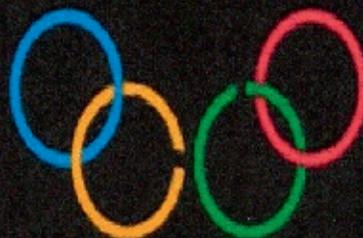
» Nicht müde werden, sondern dem Wunder
leise wie einem Vogel die Hand hinhalten

Hilde Domin, Schriftstellerin und Lyrikerin (1909–2006)

Kaum ist die EM zu Ende, kommt ZIKA ...



Rio 2016



cartooche VII/16